52 n 54 n, S. 13 –

Belegexemplar

2

DISKUS

1961 · FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

11. JAHRGANG · FEBRUAR

D 2442 E

Preis 20 Pf

Foto: Abisag Tüllmann

RADI KAHLER KARNE VAL

Ein Freund aus dem fernen Urma schrieb uns jüngst einen längeren Brief, dessen merkwürdigster Satz wohl lautete: „Stimmt es, daß die beiden Weltkriege auf das Fehlen eines deutschen Humors zurückzuführen sind!" Wir waren bestürzt über das Schreiben des Entwicklungstandes; unwillkürlich mußten wir an den schon bald nach dem totalen Zusammenbruch wieder sprichwörtlich gewordenen rheinischen Humor denken, der doch — nicht zuletzt aus dem Mund des Bundeskanzlers vernommen — in aller Welt mit wohlwollendem Schmunzeln aufgenommen wird. Ich fasse mir und meiner Nation an die Stirn: Als ob in Deutschland nicht gelacht würde, die ganze Welt müßte aufhorchen bei dem millionenstimmigen närrischen „Helau" bzw. „Alaaf", das gerade jetzt wieder aus den großen und kleinen karnevalistischen Hochburgen unserer westlichen Vaterlandshälfte empordröhnte. Wir sind bereit — und haben es gerade wieder beweisen dürfen — Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft für kurze Zeit völlig zu vergessen und uns ganz dem Humor hinzugeben. Dieser Humor freilich ist nicht irgendeiner, ist kein Allerweltshumor, und nur so kommt es, daß unser fremdländischer Freund schreiben kann: „Ich weiß nicht, was an einem Mann, der sich übergibt, so witzig ist und warum ihr ihm in einem jener Bacchus-Tempel Süddeutschlands ein Denkmal gesetzt habt." Sein Unvermögen, sich in die altdeutsche Mentalität hineinzuversetzen, beweist unser Freund vollends mit der befremdlichen Äußerung: „Wo blieb Euer Humor, als einige Leute begannen, bei jeder Gelegenheit den rechten Arm hochzureißen und „Heil" statt „Guten Tag" zu sagen oder als die Soldaten gar im Gänse-Stechschritt durch die Straßen marschierten — w i r hätten uns bei diesem Anblick bestimmt totgelacht." Nun — alles zu seiner Zeit — möchte man da sagen, lachen wir heute nicht herzhaft über den Stechschritt der Volksarmee!

Nicht nur für die Schule lehrte unser Magister: „Wenn ich rede, haben Sie Pause"; da er fast immer redete, unterbrachen wir unsere Pause nur auf sein Zeichen hin: Ein bestimmtes Zeichen, und schon konnten wir ganz ohne Gefahr witzig sein, lachen, aufstehen, hinsetzen, ja manchmal sogar widersprechen. Auch der Kalender u. a. läßt wissen, wann wir so richtig unbeschwert fröhlich sein können. Oktoberfest gibt das Signal für den Süddeutschen Raum, Karneval für das gesamte Bundesgebiet. Dabei handelt es sich nicht um die auch bei primitiven Völkern bekannten Vermummungs- und Umkehrungsspiele, die im Kultischen verankert sind, sondern vielmehr um eine humoristische Volksbewegung, die ihre Wurzel im Religiösen hat, der sich jedoch alle Stände und Konfessionen freudig angeschlossen haben, ausgenommen vielleicht einige wenige krampfhafte Non-Konformisten. Der Kaiser würde gesagt haben: „Ich kenne keine Deutschen mehr — Ich kenne nur noch Narren."

In diesen Tagen der Stimmung und des Humors wird zwar die Gärtnerin, hinter der sich ein Referendar verbirgt, nicht davon abkommen, eine tiefe Verbeugung vor dem als Teddy-Bär auf der Couch sitzenden Herrn Oberregierungsrat zu machen, aber doch ist die Umkehrung perfekt: aus Übelkeit wird Stimmung, aus Krach Humor, ja aus einer amerikanischen Militärkapelle in zackiger Paradeuniform wird — ohne daß diese es bemerken — ein Zug von Narren.

Und doch, Karneval ist keine bloße Spielerei, kein einfaches Geblödel. Wer einmal die ernsten Vorbereitungsarbeiten der Karnevalsvereinigungen und ihren Kampf mit Behörden und Andersgesinnten verfolgen konnte oder die Wahl von Prinzen und Prinzessinnen, die mit dem Hubschrauber zu ihrem Arbeitsort fliegen, der wird einsehen, daß unsere seriösen Zeitungen gut daran tun, den Faschingsumzügen gegenüber anderen, wie z. B. solchen für Nuklearе Abrüstung den Vorzug zu geben; denn letztere entbehren doch wirklich jeden Humors — von dem guten Geschmack ganz zu schweigen.

Kann man im Karneval nicht vielleicht sogar eine Antwort der deutschen Christenheit (wenngleich auch die katholischen Gläubigen vorangingen, so folgten ihnen doch der Großteil der Protestanten und der Noch-Andersgläubigen) auf die Forderung des amerikanischen T. V. Bischofs Fulton J. Sheen sehen, der sagte, das Christentum solle das bewirken, was der Kommunismus jetzt tue, nämlich „in der Welt ein Feuer anzünden und sie auf den Kopf stellen"! Wenn unser urmanischer Freund eine (in diesem Zusammenhang völlig unnötige) Angabe von den Hungersnöten in seinem Land macht, so sei er auf das — allerdings relativ bescheidene — Fastenopfer der Christen hingewiesen; und es wurden bei uns immerhin jetzt Millionen von Mark für Essen, Trinken, Umzüge, Dekorationen, Krankenhauskosten, Prozeßkosten, Instandsetzungsarbeiten der Fastnacht geopfert.

Es muß dahin gestellt bleiben, ob Deutschland im Vergleich zu anderen Ländern wenig große Humoristen und Satiriker gehabt hat, letztlich sind beides ja auch keine deutschen Worte, und die Begriffe Humor und Satire waren bis ins 16. Jahrhundert bei uns völlig unbekannt. Als man in jüngster Vergangenheit das „Undeutsche" verbrannte, vernichtete man die Schriften der meisten Humoristen gleich mit. Unser Bedarf an Humor sieht eben anders aus, als es sich diese volksfremden Satiriker und Humoristen vorstellten: Im vergangenen Semester las Ludwig Marcuse an der Frankfurter Universität über Heinrich Heine; man brauchte sich in dem mittelgroßen Hörsaal um einen Sitzplatz nicht zu sorgen; als aber jetzt die Karten zu dem lustigen, bunten, bekannten Faschingsfest „Quartier Latin" verkauft wurden, ei freilich, da hätten sich die Kommilitonen fast gegenseitig totgetreten.

mjr

In unserem Land
Goldene Füllfeder, bräunliche Tinte

Misere deutscher Wissenschaftler im Ausland

Gespräch um nicht zu sterben
Kongreß in Weimar

Das literarische Porträt 2
Peter Weiss oder die Nacktheit der Dinge

LYRIK: in meiner Stadt

Plantage der Subventionen

80 Millionen Mark im Jahr für die organisierte Jugend

Rund eine halbe Milliarde DM wurden seit jenem 18. Dezember 1950 ausgegeben, als in Bonn der Bundesjugendplan „zur Förderung der freien und öffentlichen Jugendpflege und zur Behebung der Berufsnot der Jugend" verkündet wurde. Allein in diesem Haushaltsjahr warten 80 Millionen DM auf die Verteilung. Solch astronomische Zahlen legen jedoch die Frage nahe, was denn in den vergangenen elf Jahren eigentlich alles geschehen ist, das derartigen Aufwand rechtfertigt. Hat der Bundesjugendplan seine Aufgaben erfüllt?

Man sollte meinen: nein. Wären nämlich alle Aufgaben zufriedenstellend gelöst worden, so hätte der Bundesjugendplan heute seine Existenzberechtigung verloren. So global läßt sich die Frage nach der Notwendigkeit der Jugendförderung nicht beantworten. Es geht heute nämlich gar nicht mehr um konkrete Mißstände. Der Bundesjugendplan ist vielmehr zu einem festen Bestandteil in der Vorstellungswelt und vor allem in der Finanzplanung der Jugend- und Studentenverbände geworden; er wird mit einer so erwartungsfrohen Selbstverständlichkeit als feste Einnahmequelle kalkuliert, daß ein gar scheußliches Zetern begänne, wollte man auch nur zu Kürzungen einzelner Positionen schreiten. Unklar ist, ob er die Initiativen der einzelnen Verbände wirklich fördert oder vielleicht sogar lähmt.

Der SPD-Bundestagsabgeordnete Ulrich Lohmar, vor fünf Jahren noch Mitglied des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) und mithin Jugendplanbegünstigter, hat vor kurzem eine prägnante Würdigung der Jugendförderung versucht: „Als der Bundesjugendplan 1950 gestartet wurde", so meinte Lohmar, „war er in erster Linie gedacht zur Überwindung von Notständen. Heute handelt es sich um die Bewältigung von Wohlständen. Eine Jugendarbeitslosigkeit haben wir nicht mehr, die streunende Jugend ist weitgehend eingegliedert, und neue Schwerpunkte haben sich gebildet in der Verwendung der Mittel des Bundesjugendplanes. Die Jugendorganisationen haben sich einen schmackhaften Teil des Kuchens gesichert und sich dabei auf eine ziemlich konstante Relation zueinander eingependelt. Wenn die eine Organisation ein tatsächliches oder auch nur auf dem Papier stehendes Mehr an Mitgliedern meldet, dauert es nicht lange, bis die anderen nachziehen, um das gewohnte Verhältnis wieder herzustellen. Mir scheint, daß der Bundesjugendplan so zu einem Korsett des Status quo geworden ist."

Damit ist freilich ein Kernproblem angeschnitten. Es ist ein offenes Geheimnis, daß sich beispielsweise die politischen Studentenverbände RCDS, LSD, ISSF und — bis vor kurzem — auch der SDS (inzwischen auch der SHB) über die Zahl ihrer Mitglieder im Wege des Gentlemen's Agreement zu „einigen" pflegen. Will man den Zahlenangaben für den Bundesjugendplan Glauben schenken, so verfügt jeder der genannten Verbände über eine gleichbleibende, auf seltsame Weise unveränderliche Mitgliederzahl von 2000 Getreuen. Stellt man als Journalist indessen die verfängliche Frage, welcher der politischen Studentenverbände wohl der größte sei, so fallen die Antworten für gewöhnlich anders aus: Der RCDS nimmt mit etwa 1600 Mitgliedern den Ruf für sich in Anspruch, der „größte" politische Verband zu sein. Bescheidener gibt sich schon der LSD; sein Bundesvorsitzender bezifferte die Mitgliedszahlen seines Bundes vor Pressevertretern in Bonn mit etwa 1100. Der SDS zählt dem Vernehmen nach 900, der nachrückende SHB etwa 350 Mitglieder.

Doch versagen wir uns den gerechten Zorn über die „relative Ehrlichkeit" der Verbände; wichtiger als das Flunkern mit den Mitgliederzahlen ist im Zweifelsfalle der Effekt, der damit erreicht wird. Der Bundesjugendplan ist durch eine faktische Zugangsbeschränkung davor bewahrt, von allzu vielen Organisationen gleichzeitig beansprucht zu werden. Praktisch haben die derzeit profitierenden Verbände eine Monopolstellung inne. Die Bundesregierung als Träger des Planes sanktioniert stillschweigend einen Zunftzwang der Arrivierten. Mit Lohmar gesprochen: Der Bundesjugendplan ist längst zu einem Korsett des Status quo geworden. Experimente sind nahezu ausgeschlossen. Mit etwas Zynismus ließe sich sagen: Wer jetzt erst anfängt, Jugendarbeit zu leisten, ist selber schuld, daß die anderen alle Pfründe mit Beschlag belegt haben.

Dr. Gerstenmaier sagte anläßlich einer Feierstunde zum 10jährigen Bestehen des Bundesjugendplanes u. a.: „Am wichtigsten erscheint mir, daß unser freiheitlicher Rechtsstaat mit seinem Bundesjugendplan nicht so sehr auf begründete oder unbegründete Ansprüche oder Forderungen antwortet, als daß er von sich aus den guten Willen des deutschen Volkes zum Ausdruck bringe, seiner Jugend die Wahrnehmung jeder vernünftigen Chance ihres Werdens zu ermöglichen." Der bevorstehende Wahlkampf ist wohl Schuld daran, daß auch dieser Aspekt nach den letzten Ereignissen in Zusammenhang mit dem B. J. P. nicht mehr so klar zu erkennen ist. Dem Sozialistischen Deutschen Studentenbund wurden am 10. Oktober 1960 die Zuschüsse aus dem Bundesjugendplan vom zuständigen Ministerialrat Dr. Scheidemann aus politischen Gründen gestrichen, obwohl sie von den Trägern der Selbstverwaltung und der freien Jugendarbeit sowie von dem Vorprüfungsausschuß, dem der VDS, LSD, RCDS, ISSF und SDS angehören, vorher bereits bewilligt waren.

Werner Riba

How to Win Friends and Influence People

Eindrücke von einem internationalen Studenten-Seminar in Ostberlin

Wenn östlich der Elbe abgewickelte Veranstaltungen für sich den Anspruch der Internationalität erheben, so wird in vielen Organen der westlichen Presse solche Internationalität oft als ein mehr oder weniger von kommunistischen Funktionären befohlenes unisono meeting aus verschiedenen Staaten des „sozialistischen Lagers" charakterisiert. Häufig ist es denn auch so.

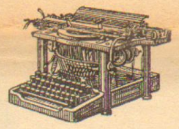
Bedeutsam bei dieser Veranstaltung in Ost-Berlin war nun, daß hier Studenten-Vertreter aus allen Teilen der Welt zusammenkamen. Drei Gruppen waren deutlich zu unterscheiden. Allen voran ein großes Kontingent von Vertretern aus den Ländern des „sozialistischen Lagers", unter ihnen IUS-Präsident (International Union of Students — Gegenstück zur westlichen COSEC) Pelikan aus der CSR; dazu eine sehr starke Gruppe aus den sogenannten Entwicklungsländern Asiens, Afrikas und Südamerikas; weiterhin eine Gruppe von Vertretern aus westeuropäischen Ländern (England, Holland, Frankreich, Italien, Schweiz, Österreich). Die Eindrücke und Meinungen, alles Gehörte und Gesehene, wird diese Studenten notwendigerweise dazu führen, die gesellschaftliche und staatliche Situation, in der sie jeweils in ihren Ländern stehen, noch kritischer zu beurteilen, als sie das ohnehin schon tun, es wird sie aber kaum in irgendeiner anti-kommunistischen Tendenz verstärken. Dies vor allem wegen der Geschicks in Organisation und Wahl der Thematik dieses Seminars von seiten des vorbereitenden Komitees, das sich aus Vertretern der FDJ und der Ostberliner Studenten- und Professorenschaft zusammensetzte. Alle auf dem Seminar gehaltenen Referate waren zunächst von einer deutlichen Zweiteilung beherrscht, der Zweiteilung, die der „Analyse" der beiden deutschen Staaten entspricht. Im Westen: Faschismus, Militarismus, Revanchismus, Imperialismus, Neokolonialismus, atomare Drohung, Ausbeutung etc. „Der perfekte Aggressionsstaat Bonns", der „Adenauer-Sumpf". Im Osten: „Freiheits- und Friedensstaat, verwirklichter Sozialismus, die Keimzelle für die Zukunft einer glücklichen Welt."

Wären die Referate alle bei dieser plumpen Zweiteilung stehenblieben, sie hätten keinen oder nur sehr geringen Eindruck hinterlassen bei den Studenten z. B. aus Indien, Ghana, Sierra Leone, Uganda, Kolumbien, Brasilien und den westeuropäischen Staaten. Indem sie aber den westdeutschen Staat selber noch einmal unterteilten in die „Clique der Bonner Nazi-Generale, der kapitalistischen Ausbeuter an Rhein und Ruhr, der Imperialistischen Wirtschaftmagnaten", (ja, man ging sogar so weit, Bonn in der Verfolgung seiner militärischen, ökonomischen und imperialistischen Interessen als neues Hitler-Deutschland zu proklamieren) und in die friedliebenden westdeutschen Werktätigen, die Friedensfreunde und Atomkriegsgegner in allen Teilen der Bevölkerung, besonders aber unter den Studenten und Professoren. Lang anhaltender Beifall entstand, als FDJ, Studentenfunktionäre, Regierungsvertreter und Professoren in ihrem Sinne die Anti-Atombewegung in Westdeutschland, die Streikbewegungen, die „Kriegsdienstverweigerung", die Aktion Ungesühnte Nazi-Justiz und die Algerien-Demonstrationen würdigten. Die Ablehnung der Bundesrepublik, offizielle Kontakte mit allen Stellen und Organisationen der „DDR" aufzunehmen, führte auch bei diesem Seminar dazu, daß offizielle Vertreter des VDS und westdeutscher Studentenorganisationen fehlten. Dies bewirkte, daß die Kommilitonen aus Afrika, Asien und Amerika von einem in jeder Beziehung komfortablen, mit Spesen und Tagegeldern reichlich ausgestatteten Aufenthalt, von einer äußerst herzlichen Aufnahme in der „DDR", ohne die Gegenposition auch nur gehört oder erfahren zu haben, in ihre Heimatländer zurückkehrten. Und der Beobachter kann aus seinen Eindrücken und Gesprächen, besonders mit den fortschrittlichen Kommilitonen, [illegible] daß sie in ihrer Heimat in einer für den Westen positiven Weise nicht wirken werden.

Walter Weller

Nächster Redaktionsschluß: 14. April 1961

Leserbriefe



machen sie's (wieder) gut im neuen jahr
oder besser besser
vor allem
im politischen teil:
agressiver
informativer
ideenreicher
unser politisches „leben" bedarf
nicht der spd
aber der opposition
aber opposition bedarf
der intelligenz
sich vor dem wichtigtuerischen geplapper
politischer babies hüten
babies schreien immer laut
aber meinen stets nur sich
sie selbst zitieren: es ist immer komplizierter
als — ich zitiere — hier (vereinte nationen) stehen
die völker zusammen gegen die
feinde der menschenrechte,
menschenwürde, gegen
hunger und unwissenheit
au au au dieser jargon
sie sollten
mehr informationen über polen und den osten bringen
gegen unwissenheit
einen teil der welt als nicht existent zu betrachten ist
beschränktheit
ein lob ihrem feuilleton
aber
in der buchkritik
wichtig wäre in der bildenden kunst
sich mit der reaktionären malerei nach dem tachismus auseinander
[illegible]setzen (neue figuration)
eine parallele zur reaktion im politischen
bankerott der modernen kunst
oder
zur russischen kunst der lenin-ära: akzent im ästhetischen und
politischen
ihr ben stein

☆

Ihr Bericht über die deutschen Lehrer von Morgen hat mich sehr interessiert, da ich mich gerade als „professeur von Morgen" im Rahmen eines deutsch-französischen Austauschprogrammes hier in Deutschland befinde. Ich kann und will natürlich keine Vergleiche und Urteile hier abgeben, nur vielleicht eine Ergänzung bringen.

In bezug auf die so sehr viel geringere Pflichtstundenzahl unserer professeurs: wir sind nicht der Ansicht, daß 14—16 Pflichtstunden in der Woche und die Vorbereitung auf ein Fach — ich habe zum Beispiel nur Deutschunterricht — zu wenig sind. Wir finden es aber auch gut, daß wir in jedem Jahr zeigen müssen, was wir leisten. Jeder Lehrer wird einmal in jedem Schuljahr geprüft und, ganz gleich, wie alt er ist, benotet. Und wenn es sich herausstellt, daß seine Stunden schlecht („20-Pfennig-Stunden") sind, dann hat das nicht nur eine schlechte Note, sondern noch einige Maßnahmen zur Folge. Aber ich glaube, daß das nicht oft bei uns vorkommt.

Claudine Varinot, Lille (z. Z. Frankfurt)

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE
SCHUMANN U. COBET
Frankfurt am Main · Börsenstr. 2-4 · Fernsprecher 21494

Meinungsbildung

Der „Civis", Zeitschrift für christlich-demokratische Politik, Organ des Bundesvorstandes des Ringes Christlich-Demokratischer Studenten (RCDS), soll ab Mai dieses Jahres in neuem Gewand erscheinen. Gleichzeitig soll das Vertriebswesen des Blattes neu aufgebaut werden. Den Studenten der deutschen Hochschulen soll die Schrift teils gegen eine „Schutzgebühr" von 10 Pfennigen, teils durch „Werbeexemplare zugänglich gemacht werden.

Die Zahl der vom RCDS herausgegebenen Studentenzeitungen hat sich in letzter Zeit sprunghaft erhöht. Außer dem „Civis" erscheinen an nennenswerten Publikationen: „Omnibus" in Hamburg, Göttingen, Hannover und Berlin, „hochschuledienst berlin" und die „Berliner Studentenzeitung" (Herausgeber u. a. Jürgen Wohlrabe).

Auch der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS) gibt eine Anzahl neuer Presseorgane heraus. Nachdem bereits „die neue kritik" das alte Bundesorgan „standtpunkt" abgelöst hatte, erscheinen nun auch an den einzelnen Hochschulorten sogenannte Mitteilungsblätter, so z. B. „das offene Wort" in Mainz und „informativ" in Frankfurt, die zum Teil kostenlos verteilt werden. Der Wahlkampf hat schon begonnen. . .

KiB

GERÜSTBAU BACHMANN & CO.
Praunheimer Landstraße 80 Frankfurt am Main Telefon 78 33 81
Erstellung von Stahlrohr-Gerüsten für Neu- und Umbauten, Tribünen und zu allen sonstigen Zwecken

DISKUS FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Erscheint monatlich außer März und September.

Herausgeber: Wolf Calebow, Alexander Gockel, Hartmut Rotter, Klaus Scheunemann, Hans-Walter Siebert.

Redaktion: Alexander Gockel (Hochschulpolitik), Peter-Klaus Iden (Ausland, Berichte), Malte J. Rauch (Politik), Richard Wolf (Feuilleton).

Mitarbeiter: Hanno Reuther, Wolfgang Vogel.

Korrespondenten: Bonn: Gerdt Baumgarten; Berlin: Uta Gerhardt-Heckel, Walter Weller; USA: Donald B. Kuspit; Karibien: Hans-W. Grebe; Paris: Karin W. Blanc.

Geschäftsführung: Günter Schwank, Oberursel, Oberhöchstädter Straße 33, Telefon: Oberursel 22 42.

Anzeigenverwaltung: Etelca Götz, Frankfurt am Main, Leerbachstraße 92, Telefon 55 62 61.

Konten der Zeitung: Dresdner Bank Nr. 121 210. Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30 158.

Manuskripte sind zu richten an DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung, Universität Frankfurt am Main, Mertonstraße 26, Telefon 77 07 41, App. 188/189. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion. Alle abgedruckten Beiträge sind Eigentum des DISKUS.

Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V.“; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß.

Druck: Druckerei Dr. Günter Zühlsdorf, Frankfurt am Main, Oederweg 39 a, Telefon 55 11 78.

Santa Maria

Bevor der von portugiesischen Oppositionellen gekaperte Dampfer „Santa Maria“ in den Hafen von Recife einlief, tauften die Rebellen ihr Schiff in „Santa Libertade“ um. Ob in dieser Umbenennung sehr viel von dem Charakter und den Gegensätzen in dem iberischen Freiheitskampf steckt? Einige seriöse deutsche Zeitungen schienen das vermutet zu haben, denn sie verschwiegen zunächst schamhaft diese kleine aber doch nicht zu übersehende Begebenheit. Stattdessen brachte eines der Blätter — und ein anderes druckte den Bericht unter „Stimmen der Anderen“ begierig ab — „Informationen aus Caracas“, die — Rettet die Freiheit — aufzeigten, daß der „Kreis, in dem die Kaperung der Santa Maria vorgenommen wurde“, aus Moskaufreundlichen, „Linksradikalen“ und „Rotspaniern“ besteht.

Das gehört zu „jener kühl abwägenden Methode der Beurteilung von Interessen“, wie sie schon vorher der ‚Münchner Merkur‘ gegenüber Spanien gefordert hatte, einem Land, das ohnehin — laut Merkur — „Deutschland weder an sich, noch infolge seines inneren Systems irgendwie bedroht . . . vielmehr . . . ein natürlicher Partner der Bundesrepublik . . . zur Wahrung gewisser, wenn schon nicht aller Werte der Kultur und der Ethik ist, die heute vom Osten her bedroht werden“.

Nun, man kann unserer „Journaille“ vorwerfen, daß sie stets unter den „Irrealen“, den „Gefühlsmäßigen“ zu finden gewesen ist, schon vor der spektakulären Santa-Maria-Affaire (DISKUS 9, 10), die bei allem Erkennen der politischen und strategischen Realitäten trotzdem nicht davon absehen wollte, daß Diktatoren wie Franco und Salazar nicht „natürliche Partner“ der Bundesrepublik sein können. Ein Salazar, der zwar in seinen afrikanischen Kolonien keine anderen Schulformen außer der kirchlichen Missionsschule duldet (Angola 1,7 Mill. Kath., 650 000 Prot. — Analphabetismus, kein Universitätsbesuch), der aber 1945, als Hitler Selbstmord beging, in seinem Lande die Fahnen auf Halbmast setzen ließ! Wir haben da vielleicht andere Vorstellungen von der Bundesrepublik, die — zugegeben — allerdings vorwiegend auf dem Geist der Verfassung und des Grundgesetzes aufbauen. Wir sind auch „gefühlsmäßig“ genug, mit Lincoln „den Glauben zu haben, daß das Recht auch Kraft verleiht“.

Übrigens, so romantisch absurd und aussichtslos scheint das Unternehmen der portugiesischen und spanischen Opposition doch nicht zu sein: Beobachter in London glauben ein Abnehmen der Macht der iberischen Diktatoren an zwei sicheren Tendenzen zu erkennen, den Unruhen in Angola und der zwar noch vorsichtigen, aber doch unverkennbaren Abkehr der offiziellen Kirche von den Diktaturen. Lion M. Hardt

IN UNSEREM LAND

Goldene Füllfeder, bräunliche Tinte

Zwei Weltkriege hat unser Jahrhundert bereits überlebt, wir warten auf den dritten. Warnend erhoben viele Dichter und Schriftsteller ihre Stimme, doch gab es auch eine große Zahl von Schreibern, die die Trommel rührten. Vaterland und Pflichtgefühl führten ihnen die Feder. Die Mahner 1914 waren lächerliche Pazifisten und Unterwanderer des nationalen Gedankens, 1939 waren sie jüdische Verleumder und verkümmerte Intellektuelle, heute sind sie Kommunisten. Noch hat man ihnen keine Sterne auf die Brust geheftet, doch ein Rotbuch verzeichnet die Namen aller Verdächtigen. Die Parole „Rettet die Freiheit“ erlaubt, die Freiheit um der Freiheit willen aufzuspießen.

Im Oktober horchte man auf: in Frankreich hatten 121 Intellektuelle eine Erklärung über das Recht auf Gehorsamsverweigerung im algerischen Krieze abgefaßt, die auch in der Bundesrepublik einschlug. Keine unserer „unabhängigen“ Zeitungen veröffentlichte den Wortlaut, nur das Monatsblatt „Die Kultur“ brachte das Manifest. Warum auch publizieren, schließlich fehlten unter der Erklärung die Namen der „großen Europäer“ Francois-Poncet, Mauriac, Romains. Ein Tabu war gebrochen, das die offiziell nicht eingestandene Zensur uns auferlegt hat. Kuby schrieb: „Die Sprache dieses Manifestes wird sogar den Stumpfsinn durchschlagen, mit dem bei uns die Gebetsmühlen des totalen Antikommunismus gedreht werden.“

Die Maßnahmen de Gaulles gegen die Unterzeichner lösten in ganz Europa Gegenerklärungen aus. Auch deutsche Intellektuelle bekundeten ihre Sympathie, ging uns doch diese Erklärung ganz besonders an.

„Wir haben noch keinen Krieg in Algerien. Unser ‚Algerienkrieg‘ wird vielleicht eines Tages um Schlesien und Ostpreußen entbrennen, wo keine Deutschen wohnen, während in Algerien immerhin Franzosen wohnen, aber dann werden wir nicht einmal mehr Zeit haben, zu rufen: Wir halten diesen Krieg für ein Verbrechen. Um so mehr Zeit und um so mehr Ursache hätten wir jetzt, laut auszusprechen, daß wir die psychologische Vorbereitung dieses Krieges — an der sich, ob sie es wahrhaben wollen oder nicht, Männer von Rang und Würden beteiligen — für ein Verbrechen halten. Unser ‚Algerienkrieg‘ hat noch einen zweiten Namen, er heißt Atomrüstung.“

So schrieb Erich Kuby, der zu „jenen deutschen Literaten“ gehört, „denen das ungeschickte Dahinstolpern zur natürlichen Gangart geworden ist“, wie Friedrich Sieburg die Unterzeichner der Erklärung deutscher Schriftsteller, Künstler und Wissenschaftler vom November 1960 bezeichnet. Diese Erklärung lautete:

Französische Schriftsteller und Intellektuelle haben ein Beispiel freier Meinungsäußerung gegeben und ein Manifest „über das Recht auf Gehorsamsverweigerung im algerischen Kriege“ unterzeichnet und veröffentlicht. Die französische Regierung hat mit polizeilichen und administrativen Maßnahmen gegen die Unterzeichner geantwortet. In dieser Situation erklären wir unsere Solidarität mit den Unterzeichnern des französischen Manifestes, wenn auch die in dem Manifest ausgesprochene Gewissensentscheidung nur von Franzosen getroffen werden kann. Wir erheben Einspruch gegen die Maßnahmen der französischen wie jeder anderen Regierung, die darauf abzielen, die freie Meinungsäußerung zu unterbinden.

Wir halten es für unsere Pflicht, mit derselben Rückhaltlosigkeit wie unsere französischen Kollegen politisch Stellung zu nehmen, wann immer es uns nötig scheint. Wir werden kein Gesetz anerkennen, das uns dieses Recht abspricht.

Der letzte Abschnitt besagt klar, daß diese Stellungnahme insbesondere für das eigene Land bestimmt ist. Das Manifest der 121 beantwortete die französische Rechte — Mitglieder der Akademie, Generäle und polit.-katholische Schriftsteller — mit einer Gegenerklärung, die von Verrat, Entehrung der Armee und Vergiftung der öffentlichen Meinung spricht. „Jeder weiß überdies, daß diese Armee neben ihren ureigenen Obliegenheiten seit Jahren eine zivilisatorische, soziale und menschliche Aufgabe erfüllt, für die alle Zeugen, die guten Glaubens sind, ihr öffentlich ihre Anerkennung ausgesprochen haben.“ Die deutsche Gegenerklärung glaubte Friedrich Sieburg abgeben zu müssen, der der geistigen Elite seines Landes angehört und dem der Rang eines Dichterfürsten gebührte, würde dieser Titel in Deutschland vergeben werden. Als Oberhaupt der deutschen Literaturkritik und durch seine Frankreichromane zum Kenner dieses Landes geworden, fühlte er sich zu dem Leitartikel „In einem anderen Land“ (FAZ v. 15. Nov. 1960) berufen. Der Wortlaut der Erklärung selbst wurde in dieser Zeitung nicht abgedruckt, die Namen der Unterzeichner nicht bekanntgegeben. Sieburg, der in einer Rezension in der FAZ den Satz prägte: „Man kann nicht in der Literatur leben, wenn man nicht wenigstens in Umrissen die Kräfte ahnt, die am Bau unserer Gesellschaft mitgewirkt haben“, kommentiert zunächst die Ereignisse in Frankreich, „dessen Existenz ein Stolz der Menschheit ist, es ist Frankreich, das die Welt mit Licht versorgt hat und dessen Lebensform der Menschennatur noch heute begehrenswert erscheint.“ Ich hielt Edison bisher immer für einen Amerikaner, aber die „dichterische Fülle“ des Frankreichromanschriftstellers mag diesen Satz entschuldigen. Herr Sieburg übersieht nicht, daß eine „glänzende Schar französischer Geister“ den Aufruf unterschrieben hat, aber schließlich ist man „stürmisches Drängen“ in einem Land wie Frankreich gewohnt.

Doch in Deutschland beschmutzt man sich die Finger, die die goldene Füllfeder führen müssen, nicht. Sieburg unterstellt den „deutschen Unterschriftensammlern“ Einmischung in französische Verhältnisse und verweist auf das geringe Ansehen, das die deutsche Literatur in der Welt genießt. Er polemisiert gegen die „Experimentaldichter, die nichts zu sagen haben“, verschweigt aber, daß den Aufruf u. a. Boris Blacher, Günter Eich, Hans M. Enzensberger, Gertrud von le Fort, Albrecht Goes, Heinz Hilpert, Erich Kästner, Erich Kuby, Erwin Piscator, Max Born, Martin Walser unterzeichnet haben. Experimentaldichter? Was wird damit bezweckt? Verleumdung, Ressentiment oder bewußte Irreführung? Und wären es nur junge Schriftsteller, was hat die Qualität ihrer Literatur mit ihrem Recht zur politischen Stellungnahme zu tun? Heinrich Böll reagierte auf diesen Leitartikel mit einem Einschreibbrief an die FAZ:

„Daß Herr Sieburg in einem Leitartikel zu einer so ernsten Frage seine genüsslichen Gefühle der jungen, jüngeren und mittelalten deutschen Literatur gegenüber, hübsch zurechtgemacht, den Lesern ihrer Zeitung zum Fraße anbietet, erscheint mir als recht unappetitlich. Doch muß ich gestehen, [illegible] ich den Magen, für den das vorgekaut worden ist, [illegible] nicht kenne. Vielleicht strebt man einen bundesdeutschen Straußenmagen an, krisenfest, in Krieg und Frieden bewährt, über jeden Verdacht des Brechreizes erhaben.“

Der Leitartikel Sieburgs hat geklärt, wer in Deutschland meinungsbildend zu wirken hat: Friedrich Sieburg und seine Freunde. Das ist ungefähr das „wir“, von dem Sieburg mit seinen Rezensionen spricht: die geistige Elite auf erhabenem Podest. Daneben gibt es „ernsthafte, wenn auch keineswegs repräsentative Leute“. Denn wie könnte ein Kreis ohne Fr. Sieburg repräsentativ sein?

Welche Sprache gebraucht Sieburg? „Kann ein Staat überhaupt noch bestehen, ob er nun im Kriege ist oder nicht, wenn die geistige Blüte des Landes ihre ganze Macht dafür einsetzt, daß der wichtigste Pfeiler der staatlichen Autorität umgestürzt wird?“ — „die Obrigkeit muß sich mit Klauen und Zähnen wehren“ — „die notwendigen Strafparagraphen brauchen wohl kaum an den Haaren herbeigezogen zu werden.“ — „die geistige Elite“ — „Stolz der Menschheit“ — „die vom soldatischen Prestige kaum noch einen Schein übriglassen.“ — Das ist militanter Aristokratenton mit Bildungshorizont,

der auch die Ewigkeit beschwört. Keulenschwinger Giselher mit europäischem Samtkragen. Die Zitate sind keine einmaligen Entgleisungen Sieburgs, sie finden sich auch in seinen Rezensionen. „Unerschöpfliche Lebensfülle“ erinnert an den Born deutschen Geistes: es sind wohl braune Quellen, in die Sieburg seine goldene Füllfeder eintaucht. „Künstlerische Vollendung“, — „aber es kommt auf die Existenzen, nicht auf die Werke an“ — „der Glaube an die Unerschöpflichkeit der Kräfte des Lebens und der Zeit.“ — „Obwohl es der Epoche nicht an Katastrophen fehlt, glaubt sie an ihre Ewigkeit.“ —

Freilich, heute denkt man nicht mehr völkisch, sondern europäisch, man ist nicht mehr Antisemit, sondern Antikommunist. Doch „Denkungsart“ und „Sprachhandhabung“ sind geblieben.

Der französische Protest hat einige deutsche Intellektuelle aufgeweckt, werden sie wieder einschlafen? Einige namhafte Künstler haben sich gegen das Regierungsfernsehen gewandt und ihre Mitarbeit abgelehnt. Fritz von Unruh, 1951 zum zweiten Male nach Amerika emigriert, hat einen Mahnruf zum Frieden verfaßt, es wäre wichtig gewesen, diesen Aufruf in der Bundesrepublik zu publizieren. Lesen konnte man ihn bei uns nur in „konkret“. Sicher, es gibt keine Zensur, aber es gibt Weisungen, im Vokabular der Regierung „politischen Takt“. Ich schließe mit der Fragestellung Kubys: „Ist das Gewissen ein Privileg der Linken?“

Klaus Völker

Unsere Dienstleistungen sind beachtlich!

Beratung in allen Geld- und Vermögensfragen • Vermögensverwaltung • Annahme von Spareinlagen (Sparbücher), Prämiensparen • Führung von Privat- und Geschäftskonten (Girokonten) • Annahme von Fest- und Kündigungsgeldern • Gewährung von Krediten aller Art • Diskontierung von Wechseln Durchführung von Überweisungsaufträgen • Ausführung regelmäßig wiederkehrender Zahlungen aufgrund von Daueraufträgen • Einzug von Schecks, Wechseln und Dokumenten auf alle Plätze und Banken im In- und Ausland • Beratung in allen Wertpapierfragen • An- und Verkauf von Wertpapieren Verkauf von Investment-Anteilen • Verwaltung von Wertpapieren (Effektendepots) • Verwahrung von Wertgegenständen • Vermietung von Schrankfächern (Safes) • Tag- und Nachttresoranlage • Abgabe von Tankschecks • Verkauf von Benzingutscheinen für Frankreich und Italien • An- und Verkauf von Devisen, fremden Geldsorten, Reiseschecks und Goldmünzen • Fachmännische Beratung in Außenhandelsfragen • Abwicklung von Außenhandelsaufträgen • Akkreditive und Inkassi • Nachweis von Import- und Exportverbindungen

DRESDNER BANK
AKTIENGESELLSCHAFT
Frankfurt a. M., Gallusanlage 7

Kompromiß in Sachen Honnef

Bund und Länder einigen sich über Verteilerschlüssel

Nach dem Ausgang des für den 15. Januar anberaumten Gespräches zwischen Bundesinnenminister Dr. Schröder und dem Präsidium der Kultusministerkonferenz hatte das Deutsche Studentenwerk allen Grund aufzuatmen. Es war eine Entscheidung gefallen, die einen Monate währenden Streit beendete. Die Verteilung der Mittel nach dem Honnefer Modell wird auch weiterhin über das Deutsche Studentenwerk in Bonn erfolgen; das DSW bleibt somit die zentrale Zahlstelle für die Studentenförderung.

Einen Monat zuvor freilich sah die Lage für das Studentenwerk anders aus. Damals hatte der Bundesinnenminister dem Studentenwerk mitgeteilt, die Verwaltung der Honnef-Mittel solle künftig den Kultusministern der Länder übertragen werden, da der augenblickliche Verteilungsmodus gegen haushaltsrechtliche Bestimmungen verstoße. Das Studentenwerk leite die Gelder vom Innenministerium zu den örtlichen Studentenwerken weiter, ohne daß eine Möglichkeit der Kontrolle bestünde. Der Staat als Zuschußgeber müsse aber jederzeit in der Lage sein, die ordnungsgemäße Verwendung der Mittel zu überprüfen. Ein weiteres, allenthalben diskutiertes Argument besagt, daß die staatlichen Dienststellen nicht ohne weiteres Verantwortung delegieren könnten.

Ins Rollen gekommen war der Stein des Anstoßes durch einen Bericht des baden-württembergischen Landesrechnungshofes, der bei der Prüfung der Mittelvergabe eine Reihe von Unkorrektheiten entdeckt zu haben glaubte. Verschiedene Instanzen in Bonn griffen die Kritik des Rechnungshofes alsbald auf. So konnte es nicht ausbleiben, daß sich die Hochschulabteilung des Bundesinnenministeriums eingehend mit der Materie zu befassen hatte. Den Beamten im Innenministerium erschien die Übergabe der Mittelverteilung an die Länder als der einzig korrekte und gangbare Weg.

Die Landesverwaltungen waren jedoch von der neuen Aufgabe, die ihnen zufallen sollte, wenig begeistert, obwohl sie in den vergangenen Jahren selbst für eine solche Regelung eingetreten waren. Inzwischen hat sich aber die Abwicklung der Förderungsverwaltung über das Deutsche Studentenwerk und die örtlichen Studentenwerke so eingespielt, daß die Länder keine Veranlassung mehr sahen, eine Änderung herbeizuführen.

Die Folge war nun, daß der Bundesinnenminister und die Kultusministerkonferenz nach einer brauchbaren Lösung suchen mußten. So kam es denn auch zu einem Kompromiß. Das Deutsche Studentenwerk bleibt Zahlstelle und behält somit die Möglichkeit, Störungen bei der Vergabe der Stipendien kurzfristig und wirkungsvoll auszuschalten. Die örtlichen Studentenwerke erhalten die Förderungsmittel weiterhin vom DSW in Bonn, sind aber für deren ordnungsgemäße Verwendung unmittelbar dem Staat — entweder direkt dem Bundesinnenminister oder dem jeweiligen Landeskultusminister — verantwortlich. Der Grundsatz, daß Verantwortung und Mittelvergabe auf demselben Wege erfolgen müssen, wurde somit fallengelassen. Die vom Bundesinnenminister erlassenen Richtlinien sind für die örtlichen Studentenwerke bindend. Die früher unterstellte Möglichkeit, die Verantwortung auf das DSW in Bonn zu delegieren, wurde damit ausgeschlossen.

Verschiedene diffizile Rechtsfragen werden zur Zeit noch geklärt. So ist zum Beispiel unklar, wie das Zusammenwirken von Förderungsausschüssen und Studentenwerken vor sich gehen soll. Man erstrebt eine Kompetenzabgrenzung, nach der dem Förderungsausschuß der Hochschule vorzugsweise die Prüfung der Eignung obliegt, während die Bedürftigkeit vom Studentenwerk festgestellt werden soll. Nur in Härtefällen würde der Förderungsausschuß auch Einfluß auf die Berechnung des Stipendiums nehmen.

Klaus S. Schulte

FRANKFURTER HYPOTHEKENBANK

Frankfurt am Main · Taunusanlage 9

Pfandbriefe
Kommunalschuld-verschreibungen
Hypotheken
Kommunaldarlehen

Verbriefte · PFANDBRIEF UND KOMMUNALOBLIGATION · Sicherheit

Grundkapital und ausgewiesene Rücklagen über 50 Millionen - Bilanzsumme über 1,5 Milliarden - Umlauf an Pfandbriefen und Kommunalschuldverschreibungen einschließlich der aufgenommenen Globaldarlehen über 1,3 Milliarden

Drahtanschrift Hypothekenbank Frankfurtmain · Fernsprechnummer 33 91 41 · Fernschreiber 4/11608

Antiquierte Antike?

Man hat sich daran gewöhnen müssen, die hessische Kulturpolitik als innenpolitischen Kriegsschauplatz besonderer Art zu betrachten. Obgleich die permanente sozialdemokratische Administration auf eine im großen und ganzen ausgezeichnete und erfolgreiche Verwaltungstätigkeit zurückblicken kann, unterlief es dem Wiesbadener Kultusministerium, dem in dieser Hinsicht latenten Argwohn der interessierten Öffentlichkeit durch spektakuläre Projekte neue Nahrung zu geben. Es ergibt sich aus der Natur der Sache, daß solche Auseinandersetzungen vorzüglich auf dem Gebiete der Schulpolitik ausgetragen werden.

Wenn man auch bereit ist, manch eigenwilliges und in der Tat einseitig orientiertes Projekt hinzunehmen, so wird man für das letzte dieser Vorhaben kaum Verständnis aufbringen können. Durch eine neue Verwaltungsvorschrift soll nämlich Griechisch an Humanistischen Gymnasien zum Wahlfach erklärt und damit letztlich und endlich als struktureller Bestandteil eliminiert werden. Einer Indiskretion zufolge sieht das so aus: „Im altsprachlichen Typ des Gymnasiums besteht in der Klasse 8 (Untertertia) grundsätzlich Wahlmöglichkeit zwischen Griechisch und Französisch als zweiter Fremdsprache. Falls sich jedoch nicht mindestens 12 Schüler für jede Sprache entscheiden, kann nur diejenige Sprache angeboten werden, die von der Mehrheit gewählt wird."

Nun beruft man sich in der Schulabteilung des Wiesbadener Ministeriums auf die sogenannte Rahmenvereinbarung der Kultusminister von Saarbrücken, die auf Grund ihrer Interpretationsmöglichkeiten ein solches Vorgehen ermögliche. So weit, so gut. Der Schulausschuß der Ständigen Konferenz der Kultusminister hat jedoch inzwischen für die hessische Reformidee nur wenig freundliche Worte gefunden. Es erübrigt sich wohl, an dieser Stelle in eine Apologie authentischer humanistischer Bildung einzutreten.

Bleibt die Frage nach den Hintergründen! Weiß man, daß es im Land Hessen unter insgesamt 170 Höheren Schulen nur neun altsprachliche Gymnasien und weitere neun Anstalten mit altsprachlichem Zweig gibt, so kommt leicht der Verdacht auf, daß hier wieder einige Leute am Werk waren, für die die marxistische Klippschule das entscheidende Bildungserlebnis war und ist. Schrieb die Frankfurter Allgemeine polemisch: „Wir können die Gleichschaltung von humanistisch und bourgeois oder reaktionär nicht verstehen. Wir können nicht verstehen, daß eine geistige Linke sich selbst und ihren Kindern die Grunderfahrungen geistiger Autonomie, wie sie nun einmal exemplarisch in der Antike geprägt sind, vorenthalten will. Wenn aber schon das soziale Ressentiment stärker ist als die Sache und wenn es keine Überbrückung durch die Sache mehr gibt, dann bleibt nur der Kampf."

Rolf Freienohl

Immer diese Studenten

„Die Hochschule für Erziehung wird im Mai 1961 ihre Arbeit aufnehmen." Diese Erklärung gab Kultusminister Prof. Schütte vor dem Hessischen Landtag ab. Vorausgegangen war ein monatelanger Streit mit dem Frankfurter AStA.

Die Studentenvertreter, die damals rein zufällig von der geplanten Errichtung einer neuen Hochschule in Frankfurt erfuhren, sahen sich plötzlich vor neue Sorgen gestellt. „Wo werden sie essen, wo werden sie wohnen?" fragte „DIE ZEIT" und drückte damit aus, was Frankfurts Studenten bewegte. Seit Jahren wartet man hier auf ausreichende Sozialeinrichtungen, ohne daß etwas geschieht, und nun ein ganz neuer Studienzweig! Doch der Fragen waren noch mehr. Wo sollen die Pädagogen studieren? In der abbruchreifen Bettina-Schule? In der Uniondruckerei, ständig dem Lärm einer Großbaustelle ausgesetzt? Fragen über Fragen!

Das Ministerium, offensichtlich im Glauben, die Studentenvertreter würden von undurchsichtigen Kreisen, die eine Universitätslösung für die Lehrerbildung ablehnen, mißbraucht (Prof. Schütte), hüllte sich in Schweigen. Inoffiziell ließ man durchblicken, es handele sich nicht um sachliche Argumente, sondern lediglich um Ressentiments gegen die Pädagogen. Geflissentlich übersah man, daß der AStA stets betont hatte, er begrüße die Einrichtung der Hochschule. Die Pädagogikstudenten müßten nur vor unzumutbaren Studienbedingungen bewahrt werden.

Die Erklärung des Ministers hat Tatsachen geschaffen, die Hochschule wird eröffnet. Allerdings weiß heute niemand, welche Schwierigkeiten noch auftreten werden. Im Interesse der Sache wäre dies sicherlich zu bedauern.

Soweit, so gut. Doch dieser Fall gibt zu einer grundsätzlichen Bemerkung Anlaß. Das Kultusministerium hat eine unverständliche Scheu, im Beratungsstadium eines Projektes die Studentenschaft zu informieren. Erst aus den Zeitungen erfahren diese gewöhnlich, was „geplant" ist. Dann aber ist es zu spät: Der Gesetzentwurf liegt bereits in den Ausschüssen des Landtags. Die Studentenvertreter werden, wollen sie ihre berechtigten Wünsche vortragen, in die Rolle von Lobbyisten gedrängt. Presse und Rundfunk schalten sich ein. „Immer diese Studenten! Lauter Mißverständnisse! Hätte man doch nur angefragt!" entsetzt sich nun das Ministerium. Dabei vergißt man allerdings zu leicht: In der ministeriellen Ablage schlummern die Briefe der Studentenvertreter, höfliche Anfragen, die nie beantwortet wurden.

Die Verfassung des Landes Hessen weist der studentischen Selbstverwaltung einen maßgeblichen Platz zu. In einer Zeit, in der man hierzulande Schülerräte ins Leben ruft, sollte man Studentenvertreter, die immerhin demokratische Mündigkeit besitzen, so ernst nehmen, daß man wenigstens auf Fragen antwortet, auch wenn diese einmal peinlich sind.

„Was bisher zu hören war, erinnert an die Zeiten, in denen räsonierende Bürger barsch auf die Beschränktheit ihres Untertanenverstandes verwiesen wurden."

H. Ott

„GEMEINSCHAFTSGEIST"

Oft genug ist der Student auf Zimmersuche glossiert worden: von der Wirtin in spe auf Zahlungsfähigkeit und moralische Zuverlässigkeit taxiert, beteuert er geflissentlich, das Plüschmilieu und die Photographien des Gatten überm Kanapee zu respektieren. Ebenso oft ist festgestellt worden, daß seiner Misere auch nicht durch den Bau von Studentenwohnheimen abgeholfen werden konnte. Das Ansinnen, beim Einzug in ein Wohnheim neben sozialer Bedürftigkeit noch Fähigkeiten in „Gemeinschaftsgeist" nachweisen zu müssen, läßt den wohnungssuchenden Studenten ahnen, daß das Dach über dem Kopf nur mit einem mehr oder weniger freiwilligen Zugeständnis in der Pflege der sogenannten zwischenmenschlichen Beziehungen zu erkaufen ist. Und das ist, wie sich häufig herausstellt, teuer bezahlt. Die Hoffnung auf einen ungestörten Wohn- und Arbeitsplatz wird nicht nur von der Wirtin, sondern auch von der Wohnheim-Ideologie zunichte gemacht. Die Forderung, „Gemeinschaftsgeist" zu praktizieren, steht der Maxime „seid nett zueinander" nicht allzu fern und soll künstlich einen Zusammenhang herstellen, der sonst nicht besteht.

Als Ausweg bietet sich der Bau von Studentenhotels an. Für eine solche Lösung, wie sie auch der SDS schon mehrfach forderte, plädierte kürzlich der Rektor der Frankfurter Universität, Professor Dr. Karl Hax. Es sei ein Irrtum, anzunehmen, Gemeinschaftsgeist könne in Studentenheimen einfach erzeugt werden. Überdies werde ihre Bedeutung oft überschätzt. Sein Vorschlag: Es sollten vielmehr Studentenhotels gebaut werden, in denen sich die Studenten ganz einfach ein Zimmer mieten könnten.

Für die Lösung Studentenhotel spricht, daß sie einem vorhandenen Bedarf und nicht einer Ideologie, die nur die Unzulänglichkeit der Wohnheim-Situation verbrämt und über die Interessen der Studenten selbst hinwegsieht, Rechnung trägt. Diese Ideologie fängt an beim Doppelzimmer als der „kleinsten Zelle des Gemeinschaftsgeistes". Aus der Not der Studenten, unzulänglich untergebracht zu sein, macht sie die Tugend, daß dies den eigenen Interessen und der sozialen Entwicklung förderlich sei. Worauf das Interesse der Studenten wirklich abzielt, ist ein Raum, der zum Arbeiten und Wohnen Platz bietet. Ein durchaus legitimer Anspruch, der es nicht etwa auf ein Luxusappartement, sondern auf ein dem modernen Wohnkomfort angepaßtes und mit der notwendigen Einrichtung versehenes Zimmer abgesehen hat. Der Mietpreis müßte dabei der wirtschaftlichen Lage der Studierenden angemessen sein (erfahrungsgemäß werden Stipendien durch einen zu hohen Anteil der Mietkosten in ihrer Wirksamkeit beeinträchtigt, ihrem eigentlichen Zweck entfremdet).

Dem studentischen Mieter stünde es dann frei, das Maß an Gemeinschaftsgeist aufzubringen, das er selbst für erforderlich hält. Jedenfalls aber wäre er außer der ungewollten Teilnahme am Privatleben des Kollegen im Doppelzimmer auch des peinlichen Gefühls enthoben, mit Gewalt unter den ideologischen Hut gebracht zu werden.

Helga Gros

Ärger mit Ostkontakten

Mit Gesprächen über den Graben von Helmstedt hinweg ist es so eine Sache.

Herr Horn aus Marburg, Herr Dr. Bucerius aus Hamburg und der in Ostberlin verhaftete Ostreferent des Liberalen Studentenbundes, Dieter Koniecki, werden ein Lied davon zu singen wissen.

Sie alle haben in den letzten Wochen erfahren, wie hoch der Preis einer Diskussion mit „Repräsentanten" jenes politischen Gebildes, das gern DDR genannt sein will, sein kann: Herr Horn erntete für seine Einladung an Herrn Dr. Dieckmann Schmähbriefe, Anpöbelungen und Haßgeschrei; Herr Dr. Bucerius mußte sich, sechs Stunden nachdem beim Deutschlandsender seine Zusage zu einem „gesamtdeutschen Streitgespräch" eingegangen war, von eben diesem Sender anhören, daß er „gekniffen" habe, und Dieter Koniecki schließlich, seit Jahren einer der leidenschaftlichsten Befürworter von Kontakten zu den Studentenorganisationen der sogenannten sozialistischen Staaten, wurde in Ostberlin festgenommen — vermutlich, weil seine Argumente ihren Eindruck selbst auf kommunistische Studentenfunktionäre nicht verfehlten.

So geht das nun seit Jahren: wo immer ein Mann sich mit ostdeutschen Kommunisten an einen Tisch setzt, riskiert er damit entweder, daß man ihn in der Bundesrepublik als „fellow-traveller" verdächtigt (oder bestenfalls als „Illusionisten" belächelt), oder, daß man von der anderen Seite her versucht, ihn vor irgendeinen Propagandakarren zu spannen. Ist er dazu nicht bereit, wird man ihn als „Kalten Krieger" oder „Adenauerknecht" madig machen.

Die Herausgeber und Redakteure des DISKUS sind, was Ostkontakte anbelangt, gebrannte Kinder. Soweit es um die Diffamierung von westdeutscher Seite aus geht, sei hier nur an das „Rotbuch" des Herrn Barzel erinnert, der sich erst vor Gericht dazu bequemte, die Behauptung, daß der DISKUS „prokommunistische Tendenzen" vertrete, zurückzunehmen. Und was unsere Erfahrungen mit Funktionären von drüben betrifft, so verweisen wir auf DIE ZEIT vom 3. Februar, in der ein Briefwechsel zwischen dem Verleger dieser Wochenzeitung, Herrn Dr. Bucerius, und dem Intendanten des Deutschlandsenders, Herrn Kurt Ehrich, abgedruckt ist.

Leider müssen wir das bestätigen, was Herr Bucerius dort berichtet: Im Sommer 1956 vereinbarten wir einen „Artikelaustausch" mit der Ostberliner Studentenzeitung FORUM, aber während wir — wie abgemacht — den Artikel der FORUM-Leute abdruckten, blieb unser Gegenartikel unveröffentlicht, weil er nicht paßte. Eine zweite Enttäuschung erlebten wir im Herbst 1959, als die Hallenser „Universitätszeitung" mit unserer Genehmigung einen DISKUS-Artikel nachdruckte und dazu bemerkte, daß es sich um den ersten Beitrag im Rahmen eines „Artikelaustauschs" handle, obwohl der DISKUS, seiner schlechten Erfahrungen mit dem FORUM eingedenk, einen derartigen Austausch abgelehnt hatte. Herr Dr. Bucerius hat recht: Erfahrungen dieser Art ermutigen nicht gerade zu einem neuen Versuch, mit ostdeutschen Kommunisten ins Gespräch zu kommen, ganz davon abgesehen, daß es ja nicht zuletzt diese Leute sind, die seit Jahren wirklich freie Gespräche zwischen Deutschen aus Ost und West verhindern.

Aber sind Gespräche mit „Linientreuen", mit Leuten also, die sich aus Überzeugung oder um irgendwelcher persönlicher Vorteile willen mit dem System identifizieren, nicht immer noch mehr wert, als gar keine Gespräche? Wenn es tatsächlich so etwas wie eine friedliche Wiedervereinigung geben sollte, werden auch diese Leute unsere Mitbürger sein. Und so, wie sie heute versuchen, ihre Sache zu exportieren, werden sie dann versuchen, ihre Ideologie durchzusetzen. Sollten wir da nicht jede Gelegenheit wahrnehmen, uns mit ihnen auseinanderzusetzen? Nicht mit Lynchparolen und Pflastersteinen, sondern mit Argumenten?

Ob man dabei allerdings den Weg des Herrn Horn gehen sollte, ist eine andere Frage. Wir meinen, daß es in Marburg nicht so viele Scherben gegeben hätte, wenn man statt des exponierten Dr. Dieckmann einen weniger prominenten Redner eingeladen hätte. Spektakuläre Begegnungen dieser Art schaden der Sache mehr, als sie ihr nützen, ganz davon abgesehen, daß sie leicht als Anerkennung einer Regierung interpretiert werden könnten, die den Beweis für ihre tatsächliche Souveränität erst noch erbringen muß.

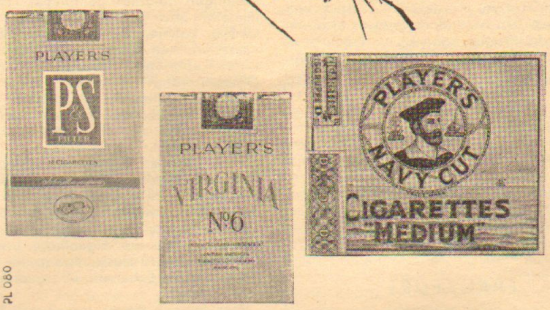
Schließlich kommen als Gesprächspartner nur Leute in Frage, die bereit sind, wenigstens die Grundregeln des diplomatischen Kodex zu beachten, nämlich die, eine Vereinbarung einzuhalten, und die, einen Gast nicht von der Polizei abführen zu lassen. Der Fall Koniecki ist ein neuer Beweis dafür, daß man in dieser Beziehung nicht vorsichtig genug sein kann.

Wir sind gespannt darauf, wie das Gespräch zwischen der ZEIT und dem Deutschlandsender weiter gehen wird.

Frank Berger

PLAYER'S-Cigaretten

in 137 Ländern der Welt



PL 060

Die Misere deutscher Wissenschaftler im Ausland

Beunruhigende Berichte der diplomatischen Vertretungen / Von Gerd Ed. Kolbe

Rund 21 000 ausländische Studenten helfen zur Zeit die Hochschulen der Bundesrepublik bevölkern; diese Zahl ist weit und breit bekannt, und sie ist der Anlaß für eine Fülle von Überlegungen gewesen. Eine andere Ziffer findet hingegen nur geringe Beachtung: Daß derzeit nach Angaben des Deutschen Akademischen Austauschdienstes nur 102 deutsche Professoren im Ausland, davon 72 in Lateinamerika, eine Lehrtätigkeit ausüben, scheint die Verantwortlichen im Lande kaum zu bewegen. Dabei dürfte klar sein, daß zwischen der Tätigkeit deutscher Professoren im Ausland und dem Studium junger Ausländer in der Bundesrepublik ein enger Zusammenhang besteht; wären die Hochschulen im Nahen Osten und in Südamerika besser mit deutschen Dozenten bedacht, so hätten sicher viele ausländische Studenten die Möglichkeit, schon in ihrem Heimatland die Bekanntschaft deutscher Gelehrter zu machen. Sie kämen womöglich erst nach einer Grundausbildung an der Heimathochschule zur Fortbildung an die deutschen Universitäten. Manche Schwierigkeit, die das Ausländerstudium für Gast und Gastgeber mit sich bringt, wäre behoben.

Der Haushaltsexperte der CDU im Bundestag, der Abgeordnete Dr. Vogel, hat bereits vor mehr als einem Jahr darauf hingewiesen, daß es zweckmäßiger sei, deutsche Dozenten zu „exportieren", statt ausländische Studenten in großer Zahl zu „importieren". Vogel sah den Ausländerüberfluß dabei freilich allein unter finanziellen Gesichtspunkten, was ihm prompt Kritik aus den eigenen Reihen einbrachte. Daß es nämlich für die Bundesrepublik „billiger" wäre, eine beschränkte Zahl von Hochschullehrern ins Ausland zu schicken, als die nach Tausenden zählenden Ausländer an den Hochschulen zu beherbergen, ist unbestritten. Dennoch wäre es abwegig, aus dieser Erkenntnis die Konsequenz zu ziehen, das Ausländerstudium in der Bundesrepublik müsse gebremst werden. Es muß vielmehr auf jeden Fall beim Prinzip der offenen Tür bleiben.

Die erstaunliche Diskrepanz zwischen der Zahl der ausländischen Studenten hier und der Zahl der deutschen Dozenten im Ausland hat zudem konkrete Ursachen, wie ein Memorandum der Westdeutschen Rektorenkonferenz unlängst gezeigt hat. „De facto ist es heute so", schreibt die WRK, „daß der Entschluß zur Lehrtätigkeit im Ausland gleichbedeutend mit dem Entschluß ist, die akademische Laufbahn in Deutschland nicht mehr fortzusetzen. Die einzelnen Fakultäten sind — von wenigen Ausnahmefällen abgesehen — nicht in der Lage, über Jahre hinaus einen Lehrstuhl freizuhalten." Sie können einem im Ausland tätigen Kollegen auch nicht die Wiederaufnahme in die Fakultät einräumen, weil sie keine Möglichkeit haben, die wissenschaftliche Leistung des Dozenten im Ausland zu beurteilen. Haushaltsrechtliche und beamtenrechtliche Schwierigkeiten tun ein übriges: Der Kontakt zwischen dem im Ausland tätigen Hochschullehrer und der deutschen Universität, der er einmal angehörte, ist kaum aufrechtzuerhalten. Die Verbindung zwischen dem Forscher draußen und dem Wissenschaftler im Lande wird über die Maßen erschwert.

Fehlende materielle Sicherung

Hand in Hand mit der mangelnden persönlichen und korporativen Sicherung der deutschen Gelehrten im Ausland, mit ihrem schwindenden Prestige — es werden angesichts der schlechten Bedingungen, die Entwicklungsländer in der Regel bieten, nicht immer die besten Wissenschaftler für eine Auslandstätigkeit gewonnen — und der ungenügenden Wirkungsmöglichkeit geht eine auffallende Abwertung der deutschen Hochschulbildung. Die beunruhigenden Berichte der diplomatischen Vertretungen der Bundesrepublik mehren sich. Beobachtungen von Professoren auf Auslandstournee ergänzen die schlechten Erfahrungen der Diplomaten. So wird aus Alexandrien gemeldet: „. . . Ein Lehrstuhl für Germanistik besteht an der Universität nicht. Im ganzen sind die Möglichkeiten, an der Universität Deutsch zu lernen, noch recht mager. . . . Während sich die Studenten der Universität im allgemeinen nach den Möglichkeiten erkundigen, in der Bundesrepublik in Industriebetrieben praktizieren zu können, sind die Abiturienten am Studium in Deutschland interessiert. Dabei war in den allermeisten Fällen festzustellen, daß es sich um solche Schüler handelt, die gerade noch die Reifeprüfung bestanden haben und auf Grund ihres schlechten Gesamtergebnisses nicht zu den hiesigen Universitäten zugelassen werden . . ." Auf dem deutschen Konsulat in Alexandrien sprach monatelang kein einziger Abiturient vor, der das Studium in Deutschland aufnehmen wollte, obwohl er auf Grund seines Zeugnisses zu den ägyptischen Hochschulen zugelassen würde. Wer nach Deutschland kommt, gehört somit zur zweiten Wahl; die Folge ist das „unechte Ausländerstudium", über das sich die Professoren heute vielfach beklagen.

In Anbetracht solch zwingender Beweise hat die Rektorenkonferenz denn auch ihre Konsequenzen gezogen: „Es ist notwendig, die Lage der deutschen Wissenschaft im Ausland und die Problematik des Ausländerstudiums als Korrelate zu verstehen", verlangt die WRK in ihrem Gutachten. „Attraktiv für gute Studenten wird das deutsche Hochschulwesen erst dann, wenn seine Vertreter im Ausland eine derartige Attraktivität zu bestätigen vermögen." Daraus ergibt sich zwangsläufig die Forderung, daß die Bedingungen, die deutschen Wissenschaftlern angeboten werden, so lukrativ sein müssen, daß auch die erste Garnitur der deutschen Wissenschaft ins Ausland strebt.

Wie solche Bedingungen beschaffen sein müssen, ist heute kaum umstritten. Fraglich ist nur die Wahl der Organisationsformen, die dem gesteckten Ziele dienlich sind. Neben zahlreichen Einzelvorschlägen von Professoren und Organisationen tritt die Rektorenkonferenz für die Einrichtung einer Stiftung ein, die der bereits bestehenden Alexander-von-Humboldt-Stiftung angegliedert sein soll und deren Aufgabe es wäre, die im Ausland tätigen deutschen Dozenten materiell wie ideell zu betreuen. Eine weitere Möglichkeit wird das Institut für Entwicklungsländer an der Universität Heidelberg bieten, dessen Gründung der baden-württembergische Ministerpräsident Kiesinger in diesen Tagen angekündigt hat.

Die Folgen sind selbstverständlich nicht ausgeblieben; die Rektorenkonferenz hat sie auf eine kurze Formel gebracht: Jüngere Dozenten, die ihre wissenschaftliche Ausbildung noch nicht als abgeschlossen betrachten, wollen so lange wie möglich im Lande bleiben. Sie fürchten, ein Auslandsaufenthalt könne ihrer Karriere schädlich sein. Ein Berliner Professor, der sich längere Zeit in Indonesien aufhielt, hat berichtet, seine Versuche, jüngere Wissenschaftler für eine Tätigkeit in Indonesien zu gewinnen, seien allesamt negativ verlaufen: „Die jungen Kollegen befürchten, während ihres Auslandsaufenthaltes den Kontakt zu der neuesten wissenschaftlichen Entwicklung zu verlieren und außerdem zu stark von organisatorischen Problemen des Aufbaus in Anspruch genommen zu werden, wodurch ihre eigene wissenschaftliche Entfaltung gehemmt werden könnte, so daß sie für ein späteres akademisches Tätigkeitsfeld nicht mehr in Frage kommen."

Wie schädlich sich das Desinteresse deutscher Forscher an der Auslandstätigkeit auswirkt, zeigt das Beispiel der Türkei: Dort gab es bis zum Ende des letzten Krieges Fakultäten, die man schlechthin als „deutschsprachig" bezeichnen konnte. Als die deutschen Hochschullehrer jedoch in ihre Heimat zurückkehrten, wurden die freiwerdenden Lehrstühle von französisch sprechenden Dozenten besetzt. Da Berufungen auch in der Türkei vom Fakultätsrat ausgesprochen werden, gingen bei französischen Mehrheiten alle folgenden Berufungen nach Frankreich. Auf diese Weise erfuhr das Bildungswesen in der Türkei eine spürbare Neuorientierung. Ähnliches wird auch aus anderen Ländern berichtet, die bis vor kurzem noch als Domänen der deutschen Wissenschaftler galten. Der Kontakt mit deutschen Forschungs- und Lehrmethoden riß ab.

Warum Wissenschaftler aus anderen Staaten, vor allem aus Frankreich, Großbritannien und den USA, den deutschen Professoren voraus sind, schilderte ein Professor der TH München vor kurzem am Beispiel Ägyptens: „Frankreich unterhält in Ägypten mehrere Professuren auf verschiedenen Gebieten, insbesondere auch für französische Sprache, deren Inhaber von Paris bezahlt werden und denen eine entsprechende Stelle in Frankreich offen gehalten wird, so daß ihnen Rückkehrmöglichkeit und Altersversorgung gesichert sind. Diese Professoren haben erheblich dazu beigetragen, daß der kulturelle Einfluß Frankreichs in Ägypten heute größer ist als der Englands."

Walsers „Halbzeit"

Zu dem bei Suhrkamp erschienenen Roman

Die Karriere des Anselm Kristlein in Martin Walsers Roman „Halbzeit" ist sagenhaft. Lädiert von krankenhausreifen Leiden. Paralysiert von Familienmitgliedern und Familienüberdruß. Positionslos als kleiner Vertreter und Fachmann für Ölfeuerung entwickelt er sich innerhalb eines Jahres zum raffiniertesten Werbefachmann und schwimmt mit, geschäftlich, gesellschaftlich, in der Flotte der Industriekapitäne, Margarinefabrikanten, gewieften Ernährungsspezialisten, die die Produktion subtil spezialisieren, verzweigen, vervielfältigen. Dieser biographisch-gesellschaftlichen, positiven Bewegung, die an die Technik des Schelmenromans erinnert, ohne dessen Wellenbewegung nach unten und oben, steht entgegen das halbironisch, ironisch-zynische Gegen-den-Strich-Erzählen, die Sprache selbst, die den Aufstieg des Helden darstellt, umkreist, ihn immer wieder auf den Nullpunkt zurückdrängt. Ihn schließlich dort enden läßt, wo er ausging, nämlich im Krankenhaus. Eine Zirkelbewegung, die den Inhalt verschwinden läßt.

Walsers Roman ist etwa neunhundert Seiten lang. Der Held und Erzähler Anselm Kristlein gewinnt in seiner inhaltlichen Position als Vertreter und Werbespezialist beinahe symbolische Funktion in einer Gesellschaft, deren Strukturen im wesentlichen zu bezeichnen sind mit Marktwirtschaft, Produktion, Lösung von Bedürfnissen, Absatz. Jedoch geht es nicht um wirtschaftliche Fragen, sondern um Erscheinungen, welche man, jeweils nach der Perspektive, als Rand- oder Zentralerscheinungen bezeichnen wird. Kurz: es geht um das Menschliche in einem bestimmt gearteten gesellschaftlichen System. Und diese Rand- oder Zentralerscheinungen, wie man will, machen den Stoff aus.

Die Wandertechnik dieses Romans durch gesellschaftliche Räume, die selektiert sind aus den Spitzenpositionen einer Gesellschaft, die sich nach einem Zusammenbruch neu formiert und in ihrer Entwicklung zu einer Zwischenstation gelangt ist, zeigt als Stoßpunkt die Kritik dieser Gesellschaft. Jedoch ist es keine hektische und gewaltsame Kritik in der logischen Aussage, sondern die Kritik ergibt sich aus der eigentümlichen Bewußtseinslage des Helden, der selbst wieder Gegenstand der Kritik ist.

Walser rafft alle formalen Mittel zusammen, die sich seit Joyce bis hin zum roman nouveau bewährt haben, und verwendet sie in einer ganz eigentümlichen Sprachbegabung. Es ist eine Art von innerem Monolog, der zur Ausdehnung des Romans beiträgt, ein Brummen auf das Streicheln der Wirklichkeit, ein innerer Monolog, der mit dem Publikum kokettiert.

In dieser Sprachform erscheint nun alles, was dem Autor irgendwie habhaft wurde, in der Art, daß man zuweilen den Eindruck gewinnt, die Sensationsseite einer Tageszeitung zum zweitenmal zu lesen. Und es ist nicht nur die Fülle an Gegenständen und Beobachtungen, sondern beides wird in einer subtilen Vergleichs- und Metapherntechnik unendlich erweitert, in den verschiedensten, notwendigen und nicht notwendigen, Bezügen aufgezeigt.

So sehr dieser Reichtum an Sprachmöglichkeiten begeistert, so sehr die Fülle der Gegenstände bereichert — diesen Roman kann man in einem Zug durchlesen — so sehr enttäuscht die Art, wie alles auf einen zynisch-gedankenlosen Nenner getrimmt ist. Die Sprache, über die Walser verfügt, ist die Sprache, über die ein sehr guter Werbefachmann verfügt. Und wer hat sich noch nicht geärgert über Werbeslogans, die unter die Nägel rutschen, ohne daß man es spürt. So sehr die formalen Mittel dieses Romans Beredsamkeit vertuschen: dieser Roman ist beredsam. So sehr man sich das gefallen lassen kann, weil die Tendenz kritisch ist, so sehr hütet man sich, sobald man spürt, es ist nur Beredsamkeit und die Auseinandersetzung mit einer Gesellschaft, die zu kritisieren ist, erscheint fomal kaum wieder. Die Widersprüche, die entstehen müssen in einem Roman, der in einer Gesellschaft erscheint, die er kritisiert, lassen sich nicht zeigen, indem man inhaltlich den Roman leerlaufen läßt. Widerstand setzt sich in die kleinste Sprachform um und in dem Sinn ist Stottern besser als Beredsamkeit.

Wolfgang Maier

Martin Walser: „Halbzeit", Roman, ca. 900 Seiten, Leinen, DM 25,—, Suhrkamp, Frankfurt am Main, 1960.

Galerie
Prestel
FRANKFURT

BOCKENHEIMER LANDSTRASSE 17

Brecht und kein Ende

Eine neue Brecht-Biographie

Der Prager Willy Haas, Indienfahrer und Essayist, der Mann mit dem langen Arm im Literaturbetrieb, der Literaturkenner, welcher es wagte, Werfel gegen Kafka auszuspielen, hat in der Reihe „Köpfe des XX. Jahrhunderts" des Colloquium Verlages eine Brechtskizze geschrieben, die trotz einiger traditioneller Fehlleistungen autoritär gehaltener Literatenkritik immerhin noch lesbar ist. Haas, der Brecht persönlich kannte, berichtet von dem damals schockierenden Aufzug des Dramatikers in Motorrad-Lederjoppe, feinstem Seidenhemd und Oberlehrerdrahtbrille, von seiner apodiktischen, lehrhaften Art zu sprechen, kurz, dem unheimlich wirkenden Bürgerschreck, dem man alles zutraute, nur das nicht, was später aus ihm hervorkam.

Haas definiert den Dichter als einen Extremisten, dessen schöpferische Stimulantien auf der einen Seite aus dumpfer, dschungelhafter Sinnlichkeit, auf der anderen aus der Lust am Kalten, Harten, dem Zynismus des Scharfrichters, bestehe; die eigentliche Intention des Menschen Brecht müsse man in der Suche nach einer diesen Extremen übergeordneten Synthese suchen.

Den Stücken Brechts prophezeit Haas keine lange Lebensdauer, dafür bescheinigt er den Gedichten, daß sie lange Dichtung bestehe, nicht vergehen werden. Also, der gewandte Feuilletonist verteilt seine Wertungen hübsch ausgleichend. Überhaupt ist diese Skizze die sehr persönliche Stellungnahme eines mit vielen Wassern der Literatur und der Lebenserfahrung gewaschenen Mannes, vielleicht ein wenig routiniert, zu gekonnt auf den eigenen Geschmack berechnet; dabei jedoch ohne die übliche Geniemystifizierung, eher entlarvend, wobei ihm, wie wir vermuten, einige persönliche Ressentiments zu Hilfe kommen.

Bertolt Brecht sollte selber gelesen werden, dann kann man sich die so eifrige Literatur über ihn ersparen. Denn wir meinen, daß es im Grunde doch unzulänglich bleibt, was immer einer der, wenn auch wendigen, Sekundärköpfe über einen Primärkopf befindet. Von einer einmaligen geistigen Persönlichkeit ist nur das Wenigste sichtbar, und dies ist auf genau so viel verschiedene Art zu deuten, wie es verschieden viele Menschen gibt. Letztlich entzieht sich Brecht jeder von außen an ihn herangehenden Definition. Größe verlangt Unterwerfung, wenigstens für eine gute Zeit.

Klaus Habermeier

Willy Haas, Bert Brecht; COLLOQUIUM VERLAG, Berlin 1960, in der Reihe: Köpfe des XX. Jahrhunderts, 96 Seiten, DM 4,50.

Jazzbücher neu aufgelegt

Es ist ein großes Verdienst von Grove Press, ein Standardwerk der Jazzliteratur wieder aus der Versenkung hervorgeholt zu haben. Bleshs' Ragtime-Buch gehört zu den grundlegenden Werken, die über diesen afro-amerikanischen Pianostil veröffentlicht wurden. Scott Joplin, Tom Turpin, Jelly Roll Morton werden genau analysiert, ihre Werke untersucht und vor dem Hintergrund der großen musikalischen Umwälzungen, die den Beginn unseres Jahrhunderts kennzeichnen, als Jazz und 12-Ton-Musik das, was vordem als Inbegriff der Musikalität gegolten hatte, ablösten, interpretiert.

Shapiro und Hentoffs Buch enthält eine Sammlung Essays bedeutender Jazzkritiker wie Smith, Hoefer, Keepnews und Wilson über große Interpreten der Jazzmusik. Armstrong, Teagarden, Hines, Bessie Smith und viele andere werden in kurzen Darstellungen behandelt. Die Herausgeber hatten die Absicht, so eine Kurzgeschichte des Jazz, dargestellt an seinen Interpreten, zu vermitteln. Leider ist diese Absicht nicht ganz gelungen. Es fehlen im Reigen der illustren Persönlichkeiten Buddy Bolden, King Oliver, Yancey und etliche Musiker mehr, die man bei einem gewissen Anspruch auf Genauigkeit nicht hätte vergessen dürfen. W. V.

Rudi Blesh und Harriet Janis: They ALL Played Ragtime. Ein Evergreen Book der Grove Press, New York. Preis ca. DM 8,—.

Nat Shapiro und Nat Hentoff: The Jazz Makers. Ein Evergreen Book der Grove Press, New York. Preis ca. DM 8,—.

Preiswert bei Piper

In der Piperbücherei gibt es eine Reihe „farbige Bildbände", 16 Farbreproduktionen von Lithographien, Zeichnungen oder Aquarellen eines modernen Künstlers und eine kurze Einführung enthält jedes dieser bescheiden, aber geschmackvoll aufgemachten Bändchen.

Allerdings wird die Auswahl nicht immer nach künstlerischen Gesichtspunkten getroffen. So lenkt man z. B. mit der sozialkritischen Zigeunerfolge von der spezifischen Bedeutung Otto Müllers ab. Erst in den letzten vier Farbzeichnungen kommt diese eigenartig sinnlich-lyrische Komponente seiner Bilder zum Ausdruck.

Dafür möchte man in dem Bändchen über E. L. Kirchner keine der Abbildungen vermissen. Der „Akt im Badetuch" allein rechtfertigt die Anschaffung dieses Bändchens. Erhard Göpel führt mit einer allerdings zu vereinfachenden Problemstellung an das Für und Wider von Kirchners Kunst heran.

Ob sich Fritz Winters „Triebkräfte der Erde" angemessen reproduzieren ließen, die feinen Farbnuancen getroffen wurden, auf die es in den Blättern ankommt, möchte man bezweifeln. Das Interessanteste an diesem Buch ist jedenfalls die Einführung von Werner Haftmann, seine Deutung des Bilderzyklus aus dem „Erlebnisgrund", dem Ende des 2. Weltkrieges.

Zu wünschen wäre jetzt noch Kunst der unmittelbaren Gegenwart, z. B. von Sonderborg, Schuhmacher oder K. O. Götz in dieser preiswerten Reihe.

Siegfried Bartels

E. L. Kirchner: „Farbige Graphik"; Otto Mueller: „Mädchenbilder und Zigeunerleben"; Fritz Winter: „Triebkräfte der Erde". Alle Piper-Verlag, München.

Hinweis:

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt des Leipziger Verein-Barmenia bei.

Wir bitten um freundliche Beachtung.

Arbeitsvermittlung und Arbeitsberatung von

jungen Akademikern

individuell und kostenfrei durch die Zentralstelle für Arbeitsvermittlung

Stellenangebote für

Diplom-Kaufleute · Diplom-Volkswirte
Juristen · Diplom-Psychologen
Ärzte, Zahnärzte, Apotheker
Diplom-Mathematiker · Diplom-Chemiker
Diplom-Physiker · Diplom-Meteorologen
Geophysiker · Geologen · Mineralogen

liegen jederzeit in ausreichender Zahl vor

Prospekte der Zentralstelle für Arbeitsvermittlung sind beim AStA erhältlich

Interessenten werden gebeten, sich rechtzeitig vor dem Examen mit uns in Verbindung zu setzen

Zentralstelle für Arbeitsvermittlung

FRANKFURT A. M. · ESCHERSHEIMER LANDSTR. 1—7

Der Zentral-Verlag für Dissertationen Triltsch - Düsseldorf-B, Jahnstraße 36, druckt Dissertationen preisgünstig. — Angebote unverbindlich!

FRANKFURTER VOLKSBANK
e.G.m.b.H.
Seit 1862 im Dienste der mittelständischen Wirtschaft

Hauptstelle und Direktion
BÖRSENSTRASSE 1 · HAUS DER VOLKSBANK
FERNRUF-SAMMELNUMMER 20671
FERNSCHREIBNUMMER 04-12108

mit ihren Geschäftsstellen

Allerheiligentor	Allerheiligenstraße 2–4
Altstadt	Berliner Straße 34
Am Schlachthof	Deutschherrnufer 33
Eschersheim	Am Weißen Stein 7
Gallus	Mainzer Landstraße 150
Hauptbahnhof	Kaiserstraße 77
Nordend	Friedberger Landstraße 74
Oederweg	Oederweg 87
Sachsenhausen	Schweizer Straße 54a
Bad Homburg v. d. H.	Louisenstraße 47
Bad Vilbel	Frankfurter Straße 126
Oberursel/Taunus	Allee 32

HANDBUCH
DER WIRTSCHAFTSWISSENSCHAFTEN

Herausgegeben von Prof. Dr. Karl Hax, Frankfurt, und Prof. Theodor Wessels, Köln

2 Bände, Volkswirtschaft / Betriebswirtschaft, 1722 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Diagrammen. Beide Bände werden nur zusammen abgegeben. Leinen DM 88,—, Studienausgabe gegen Einsendung der Studienbescheinigung DM 75,—. Auf Wunsch kann dieser Preis in drei Monatsraten gezahlt werden.

Im Zuge der stürmischen Entwicklung der Wirtschaft haben die Wirtschaftswissenschaften eine zunehmende Bedeutung und Ausweitung erfahren.

Der Student der Wirtschaftswissenschaften steht vor der Aufgabe, nicht nur die einzelnen Disziplinen zu beherrschen, sondern auch den Gesamtrahmen der Wissenschaft zu übersehen. Darüber hinaus hat er sich mit zahlreichen unterschiedlichen Lehrmeinungen vertraut zu machen.

Das HdW enthält den gesamten Examensstoff, der unter Beschränkung auf das wesentliche erarbeitet und übersichtlich zusammengestellt wurde. Das HdW verzichtet auf eine Vereinfachung oder Popularisierung des umfangreichen Stoffes und entspricht damit den im Examen gestellten Anforderungen. An Hand dieses zweibändigen Werkes kann der Student sich leicht in seine Fachgebiete einarbeiten und durch ständiges Wiederholen die erworbenen Kenntnisse festigen, um sein Studium erfolgreich abzuschließen.

Bitte fordern Sie unseren ausführlichen vierseitigen Sonderprospekt an.

Westdeutscher Verlag
Köln und Opladen

Gespräch um nicht zu sterben · Weimar

Vorbei am Doppelmonument der deutschen Klassik zwängte man sich als einer von 680 west- und 260 ostdeutschen Gästen am Morgen des 28. Januar 1961 in das Weimarer Nationaltheater, bereit, zwei Tage lang miteinander über Frieden und Abrüstung zu sprechen. Die erste angenehme Enttäuschung: weder auf dem Vorplatz noch im Foyer Fahnen, Spruchbänder, Embleme — und auf der Bühne nur Präsidiumstisch und Rednerpult, in zarten Pastellfarben dekoriert; optische Knüppelschläge in Schwarz-Rot-Gold blieben einem erspart. Der Stil, die Aufmachung dieses Kongresses zielten auf wohlwollende Neutralität; der Weltmann Händel, dessen Feuerwerksmusik zur Eröffnung sauber exekutiert wurde, hätte seine Freude daran gehabt.

Peter Huchel, lebender Mythos der einsamen ostdeutschen Naturlyrik, ein Mann, scharfgefügt wie aus verwitterndem Urgestein, forderte namens des Einladungsgremiums zur offenen Diskussion zwischen Vertretern konträrer Weltanschauungen auf. Es komme darauf an, dem Automatismus von Rüstung und Gegenrüstung durch Mobilisierung des Geistes zu begegnen.

Exakte Zahlen über den möglichen Untergang gab der Jenenser Kernphysiker Prof. Dr. Max Steenbeck. Wer einen Atomkrieg einplane, müsse mit Megatoten, einer neuen Maßeinheit (gleich 1 Million Tote) rechnen. Wirksamen Luftschutz gebe es im Ernstfall nicht, ebensowenig die „saubere" (d. h. strahlungsfreie) Bombe, Steenbeck stellte dann die unbeweisbare, aber dennoch nützliche Hypothese auf, daß sich Hiroshima auf deutschem Boden abgespielt haben würde, hätte Hitler den Krieg nur noch um drei Monate verlängern können. Zum Kern des eigentlichen Abrüstungsproblems stieß Steenbeck vor, als er sich dazu bekannte, die sowjetische Atombombe mitentwickelt zu haben. Nur die Anwendung, nicht aber der Besitz von Atomwaffen sei abzulehnen. Eben damit aber beugte sich Steenbeck dem von Huchel verdammten Wettrüstungsautomatismus. Das Umdenken, die innere Wandlung, von der Mehrheit der Diskussionsredner (z. B. von Generalleutnant a. D. Ebrecht, Lindau, und von dem Theologen Prof. D. Erich Hertzsch, Jena) als Voraussetzung für die notwendige Entspannung gefordert, gelang dem Wissenschaftler nicht —: der Verlauf des Kongresses sollte bestätigen, daß auch das Hirn des Politikers sich gegen diese Notwendigkeit sträubt. Ein wichtiges Faktum hatte Steenbeck unterschlagen; der Versammlung wurde es später von einem Diskussionsredner vorgetragen: wer Atombomben besitzen will, muß sie entwickeln und wenigstens durch Teste erproben. Die dabei erzeugte (gemessen am Ernstfall zwar geringfügige) Strahlung aber bewirkt auf die Dauer Mutationen und Zerstörung der Gene — die Balance der Schrecken kann also nur dazu führen, daß die Menschheit der kommenden Generationen in Kretins und Mißgeburten sich verwandelt.

Der Hamburger Professor Gröbe leitete sein Korreferat mit posthumen Grüßen von Ernst Rowohlt ein. Er verglich die Manipulatoren der Atomrüstung mit der berüchtigten „Bruchschadengesellschaft" aus Shaws „Kaiser von Amerika", die absolut kein Interesse daran habe, daß es Bruch g i b t, aber alles daran, daß es Bruch geben k ö n n t e. Leider hinkt Gröbes Vergleich: der bruchsichere Frieden ist eben noch nicht erfunden. Auf den Fall Dieckmann eingehend, forderte Gröbe in Nietzsches Kategorien für die Bundesrepublik mehr Freiheit w o z u, während die DDR mehr Gebrauch von der Freiheit w o v o n machen sollte (Lächeln und verschämter Applaus auch am Präsidiumstisch!). Gröbe unterstützte schließlich Ulbrichts Forderung nach 10 Jahren „Gottesfrieden" zwischen den beiden Teilen Deutschlands. Dabei spielte ihm aber das Unterbewußtsein einen bösen Streich: er schrieb diesen Vorschlag Adenauer statt Ulbricht zu — ein Effekt, der auf der Bühne jedem absurden Dramatiker zur Ehre gereichen würde.

Die anschließende Diskussion, die sich über zwei Tage erstreckte, zeichnete sich dadurch aus, daß jegliche Lenkung von oben fehlte. Es sprachen Menschen, die dem Präsidium völlig unbekannt waren, es sprachen prominente Geistliche und Militärs ebenso wie unbekannte Arbeiter und Literaten. So forderte der 87jährige Theologe Professor Lüdtke aus München, der Initiator der „Liga universalis christiana", die deutschen Christen auf, endlich mit ihrem Christentum ernst zu machen. Der letzte Redner indessen, Konteradmiral a. D. von Bonin, erhoffte eine globale Entspannung durch das Eingreifen des anthroposophischen Astralleibs von Rudolf Steiner. Er hatte offenbar den Westberliner Schriftsteller Klaus M. Rarisch mißverstanden, der, von der Notwendigkeit einer letzten Zusammenfassung der künstlerischen Kräfte ausgehend, sich in seinem Beitrag auf den Kosmopolitismus des Oberdada Johannes Baader berief. Scharfe Kritik am Typ des Gelehrten, der Wissen von Gewissen nicht mehr zu unterscheiden vermag, übte der junge Lyriker Dieter Volkmann (Westberlin), indem er sein apokalyptisches Eingeständnis „Gespenster" vortrug. Sein Kollege Peter Hamm aus Ravensburg dagegen verwickelte sich trotz großem Aufwand an geschliffener Rhetorik in Widersprüche. Zwar wandte er sich gegen das Gleichgewicht der Schrecken, versprach sich aber eine Veränderung dieser Krisensituation nur durch gegenseitige Unterwanderung der Ideologien und vermochte damit nicht zu überzeugen. Seine utopische Hauptthese, es gelte, Adenauer im Osten und Ulbricht im Westen sympathisch zu machen, stieß bei dem offiziellen Parteiredner Professor Albert Norden vom Politbüro des ZK der SED auf eisige Ablehnung und Unverständnis. Norden sprach trotz einem Zwischenruf „Beim Thema bleiben!" fast eine Stunde lang immer aus der Defensive, um die massiven Vorwürfe von seiten seiner westdeutschen Vorredner abzuwehren. Absolut unglaubwürdig war seine Antwort an Peter Hamm, die SED besitze Dokumente zur nazistischen Vergangenheit Adenauers, aber veröffentliche sie aus Entspannungsgründen nicht. Frau Professor Fabinder (Bonn) hatte z. B. die von der SED organisierten Betriebskampfgruppen kritisiert. Norden erwiderte darauf, diese paramilitärischen Verbände seien zur Verhinderung eines zweiten 17. Juni 1953 gegründet worden. Ferner koppelte er ohne logische Begründung die Ausschreitungen gegen den Volkskammerpräsidenten Dr. Dieckmann in Marburg mit dem Verbot eines gesamtdeutschen evangelischen Kirchentages in der DDR. Die Forderung Professor Schottlaenders (Westberlin) nach Erleichterung im gesamtdeutschen Reiseverkehr (besonders zu privaten Zwecken) lehnte Norden schroff ab. — Äußerst hohl wirkten auch die Worte des „roten" Dekans von Canterbury, Dr. Hewlett Johnson. Der Dekan ist auf Dolmetscher angewiesen und offensichtlich falsch informiert.

Welche Symptome der Hoffnung konnten dagegen auf dem Kongreß konstatiert werden? Da ein radikaler Pazifismus heute (leider!) utopisch scheint, können alle Maßnahmen nur auf eine beiderseitige schrittweise Abrüstung gerichtet werden. Von westlicher Seite aus setzt das einen Abbau des Antikommunismus voraus, der nach Thomas Mann bekanntlich die „Grundtorheit unserer Epoche" ist. Ob man den Anfang damit machen kann, auf die Anerkennung der DDR als Staat hinzuwirken, wie dies Frau Prof. Faßbinder verlangte, scheint fraglich. Vielmehr sollte die Notwendigkeit sofortiger, wenn auch kleinster Maßnahmen (z. B. Antiatommärsche usw.) begriffen werden. Eine klare Analyse der Situation im Sinne der bekannten Thesen Erich Kubys gab der Düsseldorfer Walther Diehl, der ohne Phrasen zu dreschen den stärksten Applaus der Kongreßteilnehmer erhielt.

Darüber hinaus hat der Kongreß eines gelehrt. Eine Frau wie Anna Seghers, die in ihrem Diskussionsbeitrag nobel und menschlich überzeugend einräumte, daß z. B. die Antikriegsdichtung in der Bundesrepublik wirksamer sei als in der DDR; Männer wie Peter Huchel, Ludwig Renn oder Stephan Hermlin, der durch seine bloße Erscheinung — er wirkt wie der junge Cocteau — das eigene Bekenntnis zum sozialistischen Realismus widerlegt; solche Menschen sind nicht verbohrt. Mit ihnen kann und muß man ins Gespräch kommen. Der eiserne Vorhang zerteilt nicht den Geist, sondern scheidet mitten in der DDR die Parteidogmatiker von den Künstlern und Intellektuellen, die auf seiten der Vernunft stehen und guten Willens sind.

K. M. R.

Ist die Avantgarde unerwünscht? · München

Die Münchner Kammerspiele veranstalteten in der Reihe ihrer Werkraumgespräche eine Diskussion über die Avantgarde. Am Diskussionstisch war Joachim Kaiser, Kurt Horwitz, dem Schweizer Theaterverleger Stauffacher und Gerhard Hering, dem Nachfolger Gustav Rudolf Sellners in Darmstadt, unter der Gesprächsleitung von Erich Franzen die Aufgabe gestellt, eine Antwort auf die Frage „Ist die Avantgarde unerwünscht?" zu finden. Albert Schulze-Vellinghausen hielt eingangs das Referat, das der Diskussion wohl als Grundlage dienen sollte, sich aber mangels diskutierbarem Inhalt als dafür ungeeignet erwies. Schulze-Vellinghausen sprach ein persönlich gehaltenes, wenn auch brillantes Feuilleton, wobei die Brillanz allerdings leider nicht Thesen oder eine erkennbare Haltung zum Thema prononcierte, sondern die stilistische Brillanz eines weltgewandten und weltoffenen Plauderers blieb; schade, daß sich gerade bei den Kritikern, die sich der Moderne annehmen, häufig eine merkwürdige Unverbindlichkeit zeigt, eine großbürgerliche Konventionalität, ein Nichtengagiert-sein und auch Nicht-engagiert-seinwollen an die moderne Kunst, deren Fürsprecher sie zwar sind, deren Risiko sie aber nicht eingehen wollen, weil jene bürgerliche Konventionalität sie hindert, va banque zu spielen und ganz auf die Moderne zu setzen. So ist im Grunde ihr Verhalten zur Moderne tatsächlich wie das zu einer Mode. Daß das Wort Mode in die Diskussion kommen konnte, ist vor allem ihnen zur Last zu legen. Die Neue Figuration, für die als vergleichbares Beispiel aus dem Bereich des Theaters Schulze-Vellinghausen sicher nicht zu Unrecht Ionescos „Nashörner" anführte, bedeutet eine Klärung: wer im Grunde keine Beziehung zur modernen Kunst hatte, wer nicht sah, daß die bisherigen Kategorien und Denkschemata in ihr nicht mehr zutreffen — und nur wo sie nicht mehr zutreffen, diese Kunst ist —, wer sie nur als Mode unbeteiligt mitgemacht oder gemanagt hat, schließt sich jetzt der neuen Figuration an, wieder als einer Mode, oder weil ihm dieser Rückgriff auf alte Kategorien näher liegt. Der grundsätzliche Unterschied der zwischen experimenteller Kunst und der nichtexperimentellen der Neuen Figuration besteht, läßt diesen Schluß zu.

Man hätte annehmen sollen, daß das Thema Avantgarde Dynamit enthält. Aber wer solche Erwartungen hatte, wurde enttäuscht. Es lag wohl einmal an der erwähnten unverbindlichen Haltung einiger Gesprächsteilnehmer, daß das Gespräch farblos blieb, zum anderen daran, daß das Gespräch im Grunde keinen Gegenstand hatte. Was Avantgarde eigentlich ist, darüber konnte man sich nicht recht einigen. Man ließ es schließlich stillschweigend zu, daß sich für Avantgarde der Begriff „Absurdes Theater" einstellte, womit Avantgarde zu einer Art Stilbezeichnung geworden war. Der Begriff Avantgarde scheint selbst überhaupt nicht avantgardistisch zu sein, will sagen, daß die übliche Vorstellung von Avantgarde als einer Art institutionierten Revoluzzertums bereits konventionalisiert ist, so daß er in einer „neuen" Kunst keinen Platz mehr haben kann. Das klang auch durch, als Joachim Kaiser den ausgehöhlten Begriff Avantgarde zu überwinden suchte mit dem Wort, daß es nur gutes oder schlechtes Theater gäbe. Mit diesem restaurativen Rückgriff auf alte Kategorien war die Sache genau so wenig getroffen wie mit dem Versuch, avantgardistisch mit schockierend gleichzusetzen. Wenn der Schock auch Begleiterscheinung mancher Neuerungen war, so wäre es doch, ihn zum Avantgardistischen par excellence zu machen, so, als wenn man aus der Erfahrung, daß beim Hobeln eines Stückes Holz Späne fliegen, Späne herstellt und glaubt, damit schon ein gehobeltes Stück Holz zu haben.

Nachdem man Avantgardismus nun einmal mit absurdes Theater übersetzt hatte, verlagerte sich das Gespräch mehr auf die Frage nach Sinn und Bedeutung dieses Theaters, was ja nicht zur Diskussion stand, was aber doch indirekt die Diskussionsfrage nach der Avantgarde beantwortete: das Avantgardistische, verstanden als Neu- oder Umgestaltung, ist das noch Unbekannte, das Unerwartete, über das also auch nicht diskutiert werden kann. Für das, was man schon kennt, ist avantgardistisch offensichtlich eine so unzutreffende Bezeichnung, daß man sie richtiger durch einen anderen, schon einen Stilbegriff ersetzt. Darüber zu diskutieren, ob das absurde Theater erwünscht oder unerwünscht ist, erscheint müßig; eine Antwort darauf könnte allenfalls die statistische Auswertung einer Meinungsumfrage ergeben. So mußte das Gespräch über die Avantgarde eine mißglückte Veranstaltung werden.

Boris Teischmann

Ihr Fachberater in allen Reisefragen

HAPAG LLOYD REISEBÜRO

Ermäßigte Flugpassagen für Studenten

Schülerfahrkarten

FRANKFURT AM MAIN

Kaiserstraße 14 · Telefon 20576

AFA VARTA DEAC PERTRIX

ortsfeste Batterien
Licht- und Anlasser-Batterien
Fahrzeug-Batterien
Gleichrichter und Pöhlerschalter
Kleinakkumulatoren
Trockenbatterien und Elemente
Destillier-Apparate

ACCUMULATOREN-FABRIK AKTIENGESELLSCHAFT
Frankfurt/M.

STADTWERKE FRANKFURT AM MAIN

Hilfe ohne Ende – Strom hat tausend Hände!

Ihr Stromlieferer berät Sie in allen Fragen der Stromanwendung, auch über Geräte, die mit dem billigen Nachtstrom betrieben werden

NACHTSTROM
WÄRMESPEICHERÖFEN
HEISSWASSERGERÄTE

Besuchen Sie unseren umfangreichen Elektrogeräte-Ausstellungsraum

KEIN VERKAUF — NUR BERATUNG

kostenlos — unverbindlich — fachmännisch

Mo.-Fr. 8.30-18 Uhr

STADTWERKE
Frankfurt am Main
Dominikanerplatz 3

Peter Weiss oder die Nacktheit der Dinge

das literarische porträt

ALFRED SCHMIDT · **ROR WOLF**

2

PETER WEISS ist 1916 in Nowawes bei Berlin geboren; Vater Tschechoslowake, Mutter Schweizerin. Schulbesuch in Berlin, danach Aufenthalt in England, der Schweiz, 1936—1938 Studium an der Kunstakademie in Prag; seit 1939 in Schweden, Stockholm. Schriftsteller, Maler, Illustrator, experimentelle Filme. 4 Prosabände, (in Schweden publiziert) u. a. **Von Wüste zu Wüste** und **Der Besiegte**; ebenfalls in Schwedisch: ein Buch über Avantgarde des Films; deutsche Veröffentlichungen: **Der Schatten des Körpers des Kutschers** als Mikro-Roman im Suhrkamp-Verlag, 1960; **Der große Traum des Briefträgers Cheval** Akzente 5/1960; unveröffentlichte Dramen, u. a. **Die Versicherung**, vom Autor für unaufführbar gehalten und als Filmfeature vorgesehen. Eine neue Arbeit erscheint im Frühjahr bei Suhrkamp. Illustrationen u. a.: Collageillustrationen zu 1001 Nacht; 7 zweifarbige Collagen zu Der Schatten des Körpers des Kutschers.

●

„Der Schatten des Körpers des Kutschers" kennzeichnet in geradezu paradigmatischer Weise die gegenwärtige Situation des Romanciers wie der epischen Form insgesamt. Die oft erörterte Tatsache, daß die herkömmliche Stellung des Erzählers zur gegenständlichen Welt überaus fragwürdig geworden ist, wird von der modernen Literatur umgemünzt in neue literarische Techniken, welche freilich mit den traditionellen Formen bis zu deren Liquidierung in Konflikt treten. Auch Weiss' experimentelle Prosa lebt vom Bewußtsein dieser Negativität, weshalb hier mit Bedacht von einem „Text", nicht von einer Erzählung oder gar von einem Roman gesprochen wird. Auch der wohl vom Verlag gewählte Ausdruck „Mikro-Roman" dürfte den Sachverhalt nicht ganz treffen.

Wie gegenüber Kafka, Joyce und den französischen Surrealisten, so versagen auch bei dieser Schreibweise alle gängigen literaturtheoretischen und -historischen Kategorien. Den einigermaßen unbefangenen Leser befremdet zunächst einmal die streng objektive Blickrichtung des Autors. Unwillkürlich drängt sich ihm ein Vergleich mit dem von Arno Holz und Johannes Schlaf für die konsequent naturalistische Dichtung geforderten „Sekundenstil" auf, der etwa das Fallen eines Blattes vom Baum in jeder einzelnen Phase mit photographischer Treue registrieren sollte. Doch bei Weiss liegt ein Deskriptivismus radikalerer Art von, verglichen mit dem nach Zolas These vom Kunstwerk als einem „Stück Natur, gesehen durch ein Temperament", harmlos ist, etwas vom Gestus behaglichen Abschilderns an sich hat. Was für die großen objektiven Schriftsteller des 19. Jahrhunderts positives Programm ist, nämlich die Lebensmaterie unter möglichster Abstraktion von subjektivem Beiwerk so darzustellen, wie sie an sich ist, ist der neueren Literatur längst kein theoretisches Desiderat mehr, sondern hat sich mittlerweile als Zustand der Wirklichkeit selber herausgestellt: das Subjekt kommt in ihm eigentlich schon gar nicht mehr vor. Um so größer ist freilich die Anstrengung des zeitgenössischen Schriftstellers, die den Menschen zugekehrte Oberfläche der Wirklichkeit zu durchdringen. Eine Wirklichkeit, die keineswegs mehr eine gerundete Welt darstellt, nichts gemein hat mit jener „Totalität der Objekte", von der die Lukàcssche Romantheorie im Anschluß an Hegel spricht. Das Lukàcs zufolge vom realistischen Romancier im typischen Handlungsablauf widerzuspiegelnde Wesen der Erscheinungen des Lebens wurde unterdessen vom geschichtlichen Prozeß selber zur bloßen Erscheinung, ja zum ideologischen Trug, herabgesetzt.

Auch der von Lukàcs wegen seiner borniert-sensualistischen Erkenntnishaltung kritisierte Roman des Naturalismus hat mit dem von ihm gefeierten realistischen zumindest so viel gemeinsam, daß auch er noch arglos an der idealistischen Vorstellung eines sich entfaltenden Sinnzusammenhangs festhält. Weiss' Prosa dagegen versenkt sich mit akribischer Genauigkeit ins letzte Detail der sinnlichen Unmittelbarkeit, ohne daß ihr in diesem ein bruchloses Ganzes transparent würde. Der Vorwurf, es werde hier vor lauter Bäumen der Wald nicht gesehen, ist da zu billig, wo das Nichtvorhandensein des Waldes, will heißen eines verbindlichen Sinnganzen, gerade diskutiert wird. Wo, wie bei Weiss, alles minutiös beschrieben wird, hebt sich der Begriff der aus Objekt sich haltenden Beschreibung selber auf. Um wirklich alles zu sagen, was ist, bedarf es angespanntester Arbeit der Subjektivität. Daher auch die vom konventionellen Stilempfinden gerügte und aus Übersetzungen aus dem Lateinischen bekannte Häufung von Genitiven. Wo es um die Sache geht, muß der eingeschliffene Sprachgebrauch herhalten.

Wie die Beschreibung einer durchsichtigen Dialektik von Welttlauf und Ich, so verschwindet bei Weiss auch die Zeit als konstitutives Moment der dargestellten Inhalte. Ein beziehungsloses Nebeneinander von Stücken empirischer und ebenso exakt abgebildeter imaginärer Realität, surrealistischer Montage, mehr bleibt von dem, was der Tradition artikulierter Handlungsablauf hieß, nicht übrig. Wo Zeit als episches Strukturelement ausfällt, stehen die Dinge tot und unvermittelt im Raume nebeneinander, ganz wie bei den Collagen, mit denen Weiss seine Prosa gleichsam verräumlicht. Im Grunde gibt es bei ihm kein irreversibles Geschehen. Man kann, wo immer man will, anfangen oder aufhören beim Lesen. Indem Weiss sich ganz dem Grundphänomen der Moderne, der stets noch anwachsenden Übermacht der Dinge über die Menschen, überläßt, verfährt er naturalistischer als aller Naturalismus. Diesen womöglich noch parodistisch überbietend, nimmt er ihn zugleich beim Wort und überführt ihn damit seiner Unwahrheit. Was als pures Ding sich darbietet, ist zugleich sinnlich und übersinnlich, ein Phantasmagorisches, wie es in der Sprache der Sozialkritik des 19. Jahrhunderts heißt.

Von der so entstehenden höheren Objektivität wird alle subjektive Stellungnahme des Autors verschluckt. Nur selten werden mit den Dingen die mit ihnen einhergehenden psychologischen Erwartungshorizonte genannt. Auch der Weiss'sche Text bezeugt, daß moderne Literatur in weitem Maße immer auch ihre Theorie mitliefert. Die Reflexion auf die Technik des genauen Beobachtens der Dingwelt ist bis zur Unkenntlichkeit in das Beobachtete verwoben. Die Menschen sind rettungslos in die gespenstische Dinglichkeit eingeschmolzen. Sie haben ein Leben, das eigentlich nicht lebt. Kein einziges kontinuierliches Gespräch findet zwischen ihnen statt. Von außen werden assoziative Satzfetzen geschildert. So wie die Menschen sich selber hören. Weder der Autor noch seine Figuren sind an dem interessiert, was sie sich zu sagen hätten. Definiert werden sie einzig durch die Art, wie sie einen Kohlensack in den Keller schleppen oder einen Becher zum Munde führen. Ein bloßes Schatten ihrer selbst ist auch die Liebe. Das kalte Schweigen beherrscht eine altväterisch-ländlich sich gebende Menschenwelt, die zur Naturgeschichte erstarrt ist. Erst die neueste Literatur holt die Resultate der dialektischen Philosophie von vor 100 Jahren ein.

Alfred Schmidt

●

Die minimalen Bewegungen, das Führen eines Löffels zum Munde, eine Tür öffnen, eine Tasse umstoßen, das sind heute die Wahrheiten in der Poesie; Wahrheit ist nur noch in Stücken aufzufinden. Joyce, der zu jeder Gelegenheit sein Täfelchen aus der Tasche zog, um auch die unansehnlichste Begebenheit zu notieren, tut das Gegenteil von dem, was wir vom klassischen Erzähler gewohnt sind. Was dort unter den Tisch fiel als banal, unnütz, anstößig, wird das Wichtige, wichtiger als das Ganze, dem wir mißtrauen müssen, weil es sich zu oft als das Falsche entlarvt.

1

Gewiß wollte schon Zola, wenn er von sich sagt **Ich bin nur ein simpler, von dem Bedürfnis nach Wahrheit gepeinigter Analytiker,** nicht mehr bloß das idealisch Aufgeputzte; unter der porösen Haut seiner Romane aber stecken Pathos und Empfindsamkeit des Moralisten. Die Helden agieren nach seinem psychologischen Konzept, sie haben Charakter und über der Chaiselongue den Stammbaum unter Glas; die Themen gipfeln in unausweichlichen Katastrophen: alles im Niedergang der Familie Rougon-Macquart ist ausgetüftelt und motiviert. Immerhin: mit Zola wird der Roman wieder indiskret wie im Barock, das unappetitliche Detail schockt eine ganze Generation und noch die nächste. Der Autor folgt seinen Personen bis zum Abtritt. An diesem intimen Ort auch beginnt das Erzähler-Ich im **Schatten des Körpers des Kutschers** seinen Bericht, beobachtend durch die halbgeöffnete Tür, hörend und sehend was zu hören und zu sehen ist. Diese Beobachtungen sind nur noch rezeptiv, nach ihnen gibt es, ohne Wertung durch Adjektiv oder Reflexion, nur die blanke Schilderung. Der Gegenstand bleibt in seiner Blöße da, wo er ist und so, wie er ist, nicht illuminiert durch ein vermittelndes Subjekt. Auf diese Weise wird auch das Fäkalische zu einer Sache j e n s e i t s des Ekels.

2

Das Detail verdrängt das zuverlässige Handlungsgefüge. Mit der Ausweichung aus einer Fiktion aber wird der Romanstoff fragmentarisch; jenes „Wozu denn?" des Lesers, seine Ungeduld nach der Aussage, dem Stück Weisheit, um dessentwillen er doch nur gelesen habe, bleibt unbefriedigt. Der Held, als es ihn noch gab, war attraktiv auch als Schurke; wer aber möchte schon für den Zeitraum des Lesens Molloy sein oder Samsa oder Erzähler-Ich ohne Namen, ohne Initiative, ohne Bankkonto wie im „Kutscher". Der Mensch und mit ihm der Erzähler steigt vom Podest des Sakrosankten, er verliert die Übersicht und ist nur mehr Berichterstatter.

3

Der Roman in seiner traditionellen Fasson lebt nicht mehr (allenfalls als Wechselbalg in den illustrierten Blättern). **Auf eines sollten wir jetzt verzichten** schreibt Robbe-Grillet **und zwar auf die alte Definition, laut welcher einen Roman zu schreiben dasselbe sei, wie eine Geschichte zu erzählen.** Der Erzähler, der weder über das Innere seiner Personen verfügt noch über deren Zukunft, ist nicht mehr der gewinnende Herr im Hausrock am runden Tisch, der dem horchenden Publikum sein **Sie werden schon sehen wie es kommt** oder **am Schluß werden Sie sicher nicht umhin können, ein paar Tränen zu vergießen** zuspielt und seine Allwissenheit geheimnisvoll andeutet. Dem Berichterstatter bleibt nur der eigene kleine Blickwinkel (und die Reflexion); er sieht, nicht mehr auf dem Hochsitz, sondern zwischen den Objekten, nur noch deren Kruste, ohne den Schmelz des Außergewöhnlichen und im Geruch wie im Aussehen übel zuweilen; er ist nicht mehr ihr spiritus rector, sondern ihnen ausgeliefert, ihren neuen Ausmaßen, ihrer undurchschaubaren Oberfläche.

4

Weiss sieht die Dinge von nahem; sein Erzähler steht, wie das bei gewissen Kameraeinstellungen üblich ist, direkt neben, unter, hinter ihnen: **. . . Außer diesen Stühlen und Tischen, zwischen denen man nun verteilt stand, fügten sich rings um die Wände noch weitere Möbelstücke und Gegenstände; an das Fußende des Bettes schloß sich ein Waschtisch mit einer Wasserschüssel und einem Wasserkrug aus Porzellan, einem Glas mit einer Zahnbürste, einer Seifenschale, einer Fingerbürste und einigen Haarnadeln.** Sie merken, worauf das hinaus will: die Objekte sind die Koordinaten, in ihnen sind pygmäisch die Menschen aufgestellt. Balzac schreibt im **Père Goriot** noch **. . . um darzutun, wie alt, morsch, modrig, wacklig, verstümmelt, elend und abgenutzt diese ganze Einrichtung ist, müßte man eine umständliche Beschreibung liefern, die mir der nach Erei[illegible]sen verlangende Leser nicht verzeihen würde.**

5

Die Verschiedenheiten sind evident: was man wollte, waren Ereignisse, Handlung, Charaktere, und diesen Charakteren waren die Dinge gleichsam zart erläuternd beigegeben: **. . . unter ihrem Hauskleid . . . schau[illegible] gestrickter wollener Unterrock hervor, der prophetisch alles verrät: in ihm spiegelt sich der Salon, der Speisesaal, das Gärtchen, in ihm ahnt man die Küche und die Pensionäre. (Père Goriot).** Es gibt auch bei Weiss Objekte, die den Personen zugeordnet sind: dem Hauptmann der Säbel, dem Kutscher das Horn, aber sie geben, wie die Namen ihrer Besitzer, keine Individualität, sondern markieren nur den Typus, oder sie invertieren ihn: der Schneider trägt einen Rock aus Flicken, der Körper des Doktors ist umwickelt mit blutigen Verbänden; der kranke Arzt, der zerlumpte Schneider: hier klingen Parabeltöne an.

6

Die Personen bleiben das, was sie sind, Schemen ohne Schicksale; was sie tun, ist das schlechthin Banale: essen, trinken, einen Karren schieben, Tabak rauchen. Ein Geschehen dieser Art verträgt allenfalls absurde Katastrophen, die nicht ausgelöst werden durch den Zusammenprall zweier Individuen, sondern durch das unzuverlässige Objekt: als der Sohn die Spieluhr der Haushälterin überzieht, entsteht ein Tumult, in dessen Verlauf Kaffeekannen und -tassen umstürzen, die Flüssigkeit ergießt sich über Hosen und Röcke, das Tempo der Berichterstattung wächst, ohne daß freilich der Erzähler außer Atem käme. Der bleibt, auch in diesen Anekdoten, die zuweilen aus der Monotonie hervorbrechen, eigentümlich fahl. Zwar ist er beobachtender Mittelpunkt, sein Auge, sein Ohr ist Auge und Ohr des Lesers, aber es hat den Anschein, als sei er in diesem eigentümlich provinziellen Klima ein Fremder. Die Gespräche kommen nur schadhaft an sein Ohr: **ich verstand folgende Bruchstücke, Bohnen lange kochen, Schinken, Speckschwarte, Fett auslassen, gestocktes Fett, Schmalz, Gans (ganz) . . .**

7

Biographische Details deuten auf eine Grunderfahrung, die man gut als „Fremdheit" deklarieren könnte: schon während seines Schulbesuchs in Berlin gilt Weiss, der die tschechische Staatsangehörigkeit hatte, als Ausländer. Das ändert sich nicht in Prag, wo er an der Kunstakademie studiert, auch nicht in Schweden, wohin er kurz vor Ausbruch des Krieges kommt. Schwedische Kritiker haben ihn einen „Europäer ohne Vaterland" genannt, wobei sie ihn freilich — der Aufgeschlossenheit halber nahezu allen Kunstgattungen gegenüber — seinem Geburtsland eng zuordnen. Weiss ist seinem Wesen nach kontinentaler Dichter. Seinen frühen, in Schwedisch geschriebenen Prosabände — etwa **Von Wüste zu Wüste** oder **Der Besiegte** — mag man mit Recht gewisse surrealistische Züge nachsagen; in einem Balancieren zwischen Abstraktion und Realität, in Schreckvisionen, wie sie in den 40er Jahren üblich sind, gerät ihm — wenn wir einem Zitat trauen wollen — **Der Besiegte** allzu existentialistisch: **Ich verstand den Gefangenen, denn das konnte ich gewesen sein, ich verstand den Gequälten, denn das konnte ich gewesen sein, aber ich verstand auch den verblendeten jungen Soldaten, der sich gegen die Angreifer wandte . . . Ich war auf beiden Seiten, überall dort, wo jemand verzweifelt um seine Freiheit kämpfte. Ich wurde getötet und ich tötete.** Mit wieviel Pathos hier vom Autor noch ein Anliegen vorgetragen wird.

8

Die surrealistische Attitüde, der man in seinen Filmen fortwährend begegnet, steckt ohne Zweifel auch im **Großen Traum des Briefträgers Cheval,** einem halb essayistischen, halb erzählerischen Text. Jener Musterfall des Grotesken, Chevals „Palais Idéal", in dreißigjähriger Besessenheit aufgetürmt, ein Schloß aus monströsen Wucherungen Beulen Strünken Verwachsungen Kröpfen Buckeln Knorpeln ist **kein Kunstwerk, sondern Ausdruck einer Seele, Seelenlabyrinth.** Damit bezieht Weiss sich auf die Techniken des Surrealismus, auf Traumdiktat, Automatismus, Ausschaltung der Kontrollinstanz Vernunft, auf das Unterbewußtsein. Eine in manchem Beckettsche Figur, dieser Cheval, doch Becketts Figuren haben ihre Systeme, sind bei aller Absurdität logisch (Logik hier freilich zur Farce umgestülpt). Cheval, der wo er geht und steht Steine aufhebt und fortträgt, erinnert an Herrn Schnee im „Kutscher", auch der sammelt Steine, bewahrt sie, nachdem er sie auf ihre Verwendbarkeit für unbekannte Zwecke hin überprüft hat, in seinem Zimmer auf. Cheval ist ein Kauz, wie Schnee ein Kauz ist, wie Murphy, wie Molloy. Das Kauzige jedoch ist nicht, wie bei den Käuzen Raabes etwa, wunderlich, es ist unheimlich, wenn auch — in der Art des gefährlichen Humors, wie er schon in Kafkas Prosa erscheint — zum Lachen.

9

In der Tat ist wie überall in absurder Literatur — zu der wir den „Kutscher" ohne Vorbehalte zählen wollen — das komisch-groteske Element dominierend. Die bei aller Einfachheit der Sprache zuweilen unübersichtlichen Verschachtelungen der Sätze sind komisch: **(es war der Vater der ihm dies verwehrte; die Haushälterin hätte ihm, wie dies früher einmal, bei einer ebensolchen Zusammenkunft wie der heutigen, hätte, wäre es nicht durch das Eingreifen des Vaters verhindert worden, eintreffen können, sicher das letzte leere Glas gefüllt und gereicht);** oder die stereotypen Reihungen sind komisch: **der Hausknecht aß unbekümmert weiter . . . Herr Schnee aß weiter. Die Haushälterin aß weiter. Der Hauptmann aß weiter. Ich aß weiter . . .** Komisch überhaupt ist der Kontrast zwischen dem Aufwand an Genauigkeit im Beschreiben und der Geringfügigkeit des Beschriebenen. Komisch schließlich ist jener Akt des Erzählers, sich, um aus seinem bloß rezeptiven Sein herauszutreten, Salz in die Augen zu streuen, im Verschwimmen der Bilder den mechanischen Ablauf von Realität zu unterbrechen und selber Bilder zu produzieren.

10

Ist die Gesamtheit des „Kutschers", da man von Handlung nicht reden kann, auch nicht kontinuierlich, so hat doch jedes dieser Stücke für sich eine Art Geradläufigkeit. Die strenge, kaum metaphorische Sprache, die ohne Neologismen auskommt, ist von einem Rhythmus bewegt, der Stück an Stück reiht und in Häufungen das eine gleiche Stück an ein zweites gleiches Stück. Von da aus ist es bis zu den Collagen des Autors nur ein Katzensprung; sie zerbrechen — obgleich sie von Ferne an Max Ernst erinnern mögen — die Dinge nicht, um sie neu wieder zusammenzusetzen, so daß etwa auf dem Körper der bekannte „artfremde" Kopf zu sitzen kommt, sondern häufen das Gleiche und das Ähnliche: Hände, Beine, Küchengerät, Kinderspielzeug. Empfängt der Maler Peter Weiss von Bosch und Breughel Anregungen und von der italienischen Malerei des 13. und 14. Jh., so ist er in seinen Filmen von Dreyer und Bunuel beeinflußt. Weiss, der die Filme selbst schreibt, leitet, schneidet, in vielen Fällen selbst produziert, in manchen Fällen selbst darstellt, ja, in einem Fall, eine Art konkreter Musik komponierte, bekennt sich zu einer totalen Kunst: **Bildkunst, Schreiben und Film bleiben bei mir die Einheit einer t o t a l e n K u n s t, in der man sich nur jeweils verschiedener Instrumente bedient.**

aus „Studie II"

WOLFGANG MAIER

In meiner Stadt

Nun werde ich weggehen über eine
sehr senkrechte Mauer die grau ist und strahlend
weiß mit einem lotrechten Kopf strahlend
hinüberschreiten Gott hinüberschreiten über
Haarbüschel von Taubengrau die Mauer
äug ich im Morgengrauen an ich sage
das Morgengrauen ist die beste Zeit grau
aufs äußerste nimm das Bündel hier diskret
verpacke nur die großen Hände sauber
vorsicht mit dem allerliebsten Bärtchen
verrenke nur den Riesenmund nicht
und mach dirs leicht mit der trostlosen Brust
verfalte sie als Gummikissen
das Innenzeug die Extremitäten
verwickeln wir wie eine Schnur
gewickelt ist um grauen Pappkarton nur zu
was ist das alles Haar und Augenmassen
das alles numeriert und gut verteilt
die Mauer äug ich an im Morgengrauen
das Morgengrauen ist die beste Zeit
die Mauer lotrecht aufrecht übersteige ich
ich gehe weg mein Lieber
im Morgengrauen grau wie Taubenfleisch dabei
ist mir nicht wohl in diesem Haufen Fleisch
beschädigt glänzt ganz oben ein Gesicht
das wird aufmunternd lächeln sage ich
mir ins Genick sobald ich lot- und aufrecht steige
im Morgengrauen geh ich weg ich sympathisiere
mit dieser Morgenzeit mit einer grauen Mauer
die ich anäuge für graues Jahr
so steig ich weg
nicht größer als ein Taubenbündel grau

die zwei braunen

die eine braune wirft sich lila um den Mund
die eine mit dem schmalen Mund
die andre braune steckt sich Flieder auf den Hut
die andre braune
mit etwas größerem Mund

die eine braune räumt das Bettzeug weg
die andre braune zieht es um sich her
die eine braune legt es abends auf
sie steckt den Hut ab legt ihn hoch
die andre braune wirft den Hut weg

was eine braune tut ist wie der Schatten
der abends fortgeht von der andren braunen
die eine andre braune wechseln ab und zu
sie wechseln ab das lila Hut und Bettzeug
auf dem die eine tags die andre nachts

abends ist die eine braune anders
sie legt sich lila hier sich lila dort an
es legt die eine tags die andre nachts
sich lila hier sich lila dort an braune ziehen
Bettzeug auf die eine tags die andre nachts

Die braune Hexe stäubt die Federn aus
sie liegt bequem im Wind
gemächlich löst sie einen Arm
den andern Arm
einen Schenkel Bein und Fuß
den andern Schenkel löst sie Bein und Fuß
als bloßer Rumpf fährt sie durch Mark und Bein

auf einem Besen braun als brauner Rumpf
der Teufel weiß wie das geschieht
Arme Beine stückweis ohne Rumpf

die braune Hexe stäubt die Federn aus
der Nachmittag ist klar und ohne Hexerei
Balkon und Vorplatz zeigt sich klar im Licht
im Grünen stockt Tomatenfleisch
das Suppengrün bewegt sich nicht im Wind
der Taubenbündel die ganz friedlich fliegen
und doch
stäubt klar die braune Hexe ihre Federn aus
und zeigt sich manchmal bloß
mit einem Bein mal braun
mal mit dem andern Bein
und manchmal nur das eine Knie das andre Knie
und fährt mit bloßem Rumpf auf einem Stiel

an einem Nachmittag der klar ist sage ich
bedroht mich dieses Vieh
ich sage braun mit einem braunen Rumpf
mit einer Kehle braun auf einem weißen Tuch

Über das Trümmerfeld

wo ich verloren habe etwas
einen viereckigen Gedanken nämlich
habe ich es gefunden etwas
wie eine Handwurzel nämlich
abgehackt blutend wartend
auf ein Stückchen Rumpf das auch feucht
blutend wartend auf eine Hand

es war vielleicht tiefer als ich dachte
tiefer in der Nacht nämlich
wie eine feuchte Fessel in zwei Streifen
nach links und nach rechts
sich um den Hals legte mir und drohte
wortlos mich in die Krawatte zu nehmen
sobald ich gestände es war so

oh wie war es so wie denn
als ich mit linkem Fuß über ein Feld
barfüßig gehend in eine Hand trat
welche festhielt mich an der Ferse
nach links und nach rechts in zwei Streifen
nämlich ein feuchtes Band zog so wartete ich
so wartete ich wie was sie sagen würde

und sie sagte es nämlich dazu
indes sie mehr blutend feucht
bohrt den Mittelfinger in Hornhaut
sie sagt es wie und der Puls klopft
daß sie wartet auf ihn den Rumpf immer noch
und kläglich wiehernd die Ferse denn
es ist mitten nachts genau in der Mitte
sagt sie stärker blutend halb verzweifelt

die grüne

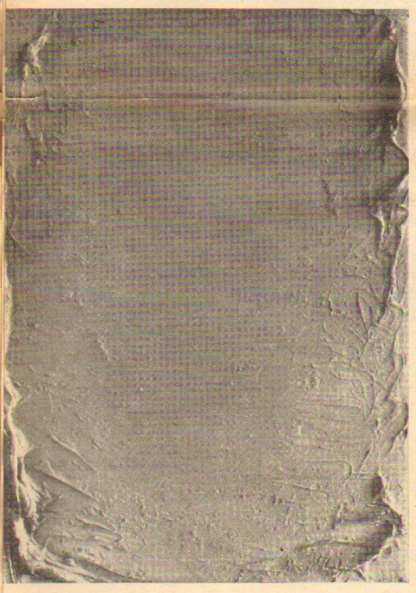
zuerst wird die grüne kaltgemacht
die grüne ist eine Fiktion sie ist grün und bleibt
zuerst wird die grüne etwas in die Länge gezogen
sie wird etwas in die Breite gezogen
abgemessen gegrübelt tranchiert
entblößt die Unterhose durchs Wasser gezogen
morgens sitzt sie am Rinnstein und weint

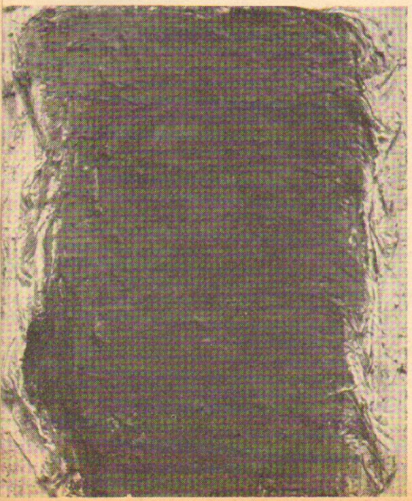
die grüne ist eine Fiktion sie ist grün und bleibt
sitzt grün und stumpf mit dem übrigen braunen
an Hals Knie kleine Dellen die grün sind
braun sind sitzt grün empfindsam am Rinnstein
sagt sie grün fahre flüchtig vorbei aber wie
sagt sie grün wie blau gibt es mehr aber grün
gibt es mehr aber grün gibt es mehr aber grün

sitzt sie weint weil sie taucht nach grün
taucht durch Rinnsteingemäuer taucht tiefer
sagt wem der hat undsoweiter der grünen
Unterhosen gründlich durchs Wasser gezogen
die grün und grün Farben Gelegenheit geben
sich grün und duftig zu machen wenn heißt
grünem das Recht und das Unrecht zu geben

grün ist sie grün ist sie braun vielleicht wer weiß es
Unterwäsche grün die duftig nach Fenchel wer weiß es
im Schrank hat die grüne etwas wie Heimat wer weiß es
duftig wie Fenchel wie Heimat da bin ich zu Haus
wer weiß was sie hat gegen grübeln tranchieren messen
dagegen wie Wäsche sanft durch den Rinnstein gezogen
Molken von grün sanft durch den Rinnstein sich ziehn

Hermann Bartels





Der Übergang zur gegenstandslosen Malerei vollzieht sich bei Hermann Bartels nicht abrupt, er abstrahierte nicht im Sinne des Kubismus, sondern seine Häuser, Felder und Bäume verselbständigen sich farblich von Bild zu Bild immer mehr, bis die Malerei aus Farbfeldern besteht, in denen Vorlagen aus der Gegenstandswelt nicht mehr erkennbar sind. Die Farbfelder lösen sich voneinander, es entstehen Farbflecken auf neutralem Untergrund. In der nächsten Periode sind die Bilder wieder durchgängig farbig, es verschwinden die scharf voneinander sich abhebenden Farbfelder oder Flecken. Die Farben gehen ineinander über und vereinzelt tauchen farbgraphische Elemente auf. Die Bilder sind farblich sehr vielfältig und differenziert, eine Farbe oder auch mehrere beginnen aber im Bild zu dominieren. Es kommen dann plastische Elemente hinzu. Das farbplastisch Gemalte bzw. Gespachtelte füllt nicht mehr das Bild ganz aus, sondern hat selbständige Grenzen innerhalb des Bildes. Der übrige Raum, die Ecken und Ränder bleiben neutral. Es kommt auch vor, daß dem großen, ziemlich monochromen (einfarbigen) Gebilde ein kleineres, aber intensiveres Kraftfeld von Farben entgegengesetzt wird.

Die Tendenz verläuft dann zum vollkommen einfarbigen Bild, wodurch nun das plastische Element mehr zum Tragen kommt. Es entstehen jedoch auch Werke, die ausschließlich durch die minimal in sich differenzierte eine Farbe bestehen wollen.

In der Ausstellung anläßlich des Kunstgespräches hingen Bilder, die wieder plastische Strukturen aufwiesen, dafür aber auf Farbe ganz verzichteten. Das neutrale Weiß wurde höchstens durch äußerst geringe Grautöne variiert. Photos geben, was die letzteren Bilder sein wollen, verhältnismäßig gut wieder.

Hans Mury

Neue Positionen in der Malerei

Mit dem alten Prinzip der Schaffung von Spannungen und deren Ausgleich auf der Bildfläche ist nichts mehr getan. Die Überleitung von Spannungen in dritte und x-te Dimensionen hat es zwar möglich gemacht, neue Reize aufzuspüren. Doch haben sich diese Reizungen wie Freiheiten verhältnismäßig schnell verbraucht. Es konnte nicht anders sein, denn diese Überleitungen von Spannungen waren nur Manöver innerhalb eines bereits erschöpften Prinzips, ohne daß aus dem Zustand der Erschöpfung Konsequenzen gezogen wurden. Daß diese Situation allgemein fühlbar geworden ist, [illegible]chen Symptome deutlich, die nicht zum erstenmal aufgetreten sind. Bei solchen Zäsuren tönt es zu gerne: Die Kunst ist tot. Dabei trägt man nur eine Bildauffassung zu Grabe.

Inzwischen ist die Malerei längst dabei, sich selbst wieder zu verstehen. Sie ergeht sich nicht mehr in Bewegungen auf der Fläche, sondern setzt den Empfänger mit ein, setzt Akzente, die eine Feldbeziehung zu ihm eröffnen. Sie läßt dazu etwas dynamisch werden, was man das Resultat von Bewegung nennen könnte.

Sind bei Klee die Ursprünge von Bewegung — Empfindung wie Aktion — erläutert, mit Wols, Bryen, Fautrier endgültig definiert worden, haben die vergangenen Jahre (Pollock, Jorn, Dubuffet, Tapies, Schumacher wie Tobey, Hartung, Mathieu, K. O. Götz, Saura, Vedova, Sonderborg, de Kooning) in der Bewegung als Zustand gearbeitet, Zeichen von und für Bewegung geschaffen, so stellt sich jetzt folgerichtig die Frage nach einem möglichen Ziel von Bewegung. Das wird der Malerei nicht allein innewohnen können. Aber um Relevanz zu haben, wird es übermittelbar gefaßt sein müssen. (Soweit ich sehe, können das Maler am bestimmtesten tun; die Malerei wird übermittelbares Resultat von Bewegung sein.) Und das kann etwa als eine Feld-Beziehung zwischen Werk und Betrachter verstanden werden, die durch die Projektion eines Resultates von Bewegung ausgelöst wird. Der Umfang dieser Beziehung wird das Produkt sein von Tragfähigkeit des Werkes und Flexionsbereitschaft des Betrachters, die Intensität der Beziehung, der Grad der Reflexion, von der Spannkraft des Werkes und Aufmerksamkeit des Betrachters abhängen. Tragfähigkeit und Spannkraft des Werkes sind Größen seiner Qualität.

Für die Intensität der Beziehung ist die Gleichzeitigkeit der malerischen Fakten Voraussetzung. Eine Abfolge, ein klassischer Augenweg, die Möglichkeit vielfältig verschlungener Spaziergänge für das Auge, ein manieristisches Labyrinth würden alle Feld-Beziehungen schwächen, wenn nicht unmöglich machen.

Die Gleichzeitigkeit ist durch Monochromie zu erreichen, die Reihung gleichgerichteter, determinierter Elemente, Vibration, als geschlossene Formen. Weiter ausholende Möglichkeiten liegen in Übermalungen, in der Bündelung dialektischer Fakten in Form von Modulationen (anfänglich „Anti-Malerei" genannt), mit denen kompliziertere Resultate fixiert werden können. Das erlaubt keine Dynamik der Geste, die letzten Spuren des Zeichens sind geborsten, die Farben reduziert auf Störungen der Farbe, Aufwürfe von Materie bestimmen Zusammenfassungen, sind Grenzwerte.

Eine Kommunikation zwischen Werk und Betrachter kann nur mittels bildnerischer Realitäten herbeigeführt werden, die sich außerhalb von Verschlüsselung und ihr zugeordneter Möglichkeit der Entzifferung entwickeln.

Hermann Bartels

Dominanz- und Mono-Farbe

1928 in Ostpreußen geboren; 1948—1952 Ausbildung im Atelier Bernecker, Lüneburg; 1952—1960 in Frankfurt ansässig, augenblicklich in Düsseldorf. Einzelausstellungen 1957—1961 in Lausanne, Wien, Wiesbaden, Frankfurt, Dordrecht (Holland); vertreten in folgenden Ausstellungen: „Junge Deutsche Maler" Leverkusen, 1953; Herbstsalon, Frankfurt, 1955; Biennale Paris, 1957; „Junger Westen", 1958; „Salon Informel", Wiesbaden, 1959; „Monochrome Malerei", Leverkusen, 1960; Ausstellung anläßlich des Kunstgesprächs in Frankfurt, 1960.

DISKUS in Frankfurt

Wählen

Wer in den letzten Jahren den Ausgang der Wahlen zum Studentenparlament aufmerksam beobachtet hat — wer allerdings tut das — kann in dem Ergebnis keine überzeugende Bestätigung der studentischen Selbstverwaltung erblicken. Man muß annehmen, daß entweder die Arbeit der Studentenvertreter — im Volksmund schlicht Funktionäre oder Manager genannt — so unergiebig ist, daß eine Wahl sich gar nicht erst lohnt. Möglich auch, daß die Studentenschaft an ihren eigenen Angelegenheiten außer dem Sammeln von Scheinen, Stipendien und Doktorhüten herzlich wenig Teilnahme bezeugt.

Wenn das Maß von Kritik für die Bedeutung einer Institution spricht, so kommt der Studentischen Selbstverwaltung eine äußerst wichtige Funktion zu. Denn es wird kritisiert, mit viel Aufwand zwar, heftig und angriffslustig, aber dafür so ungenau, daß die Kritik unsachlich und unbrauchbar wird. Es dürfte sich inzwischen herumgesprochen haben, daß es an der Universität so etwas wie ein Studentenparlament und einen AStA gibt, aber die wenigsten dürften über die Tätigkeit dieser Einrichtungen exakte Vorstellungen besitzen. Ein Student scheint auf unergründliche Weise in dem Augenblick nicht mehr auf demselben Boden zu wandeln wie seine Mitstudierenden, in dem er in das Studentenparlament einzieht. Hinzu kommt, daß die Öffentlichkeit auf den Sitzungen mehr als spärlich vertreten ist. So führt die Studentische Selbstverwaltung, von einem gerade noch erträglichen Minimum bestätigt, ein Dasein im Schatten.

Die Arbeit des Studentenparlamentes ist propagandistisch nicht sehr wirksam, auch geschieht sie nicht im Hinblick auf große Programme, die sie in die Nähe von Parteien oder Gewerkschaften rücken würde. Es handelt sich viel eher darum, in Routinearbeit die bestehenden Einrichtungen zu erhalten, und, wo es möglich ist, zu erweitern und zu verbessern. Das erfordert Einsatz, Sachkenntnis und Bereitschaft zur Verantwortung, nicht zuletzt von den Studentenvertretern selbst. Es soll nicht unterschlagen werden, daß es bei ihnen manchmal daran fehlt. Mit der Übernahme eines Mandates ist es allein noch nicht getan.

Es geht nicht an, daß die Studentenschaft dort erntet, wo andere gesät haben. Es ist mehr als einfach, abseits zu stehen und sich um nichts zu kümmern, dabei aber eine Einrichtung dauernd in Anspruch zu nehmen, zu deren Entstehen man vorsichts- oder bequemlichkeitshalber überhaupt nichts beigetragen hat. Diese gibt dann leicht den Prügelknaben für viele Mißstände ab, ohne sich wehren zu können.

Bevor man sich in Resignation zurückzieht, muß man sich überlegen, welche Möglichkeiten man aus der Hand gibt. Wir alle sollten zumindest unsere eigenen Angelegenheiten selbst zu ordnen versuchen. Und dabei kommt es auf jeden einzelnen an. Mit dem „Ohne mich" jedenfalls erweisen wir uns einen schlechten Dienst.

F. Katzenmeier

Infantilismus

Der Hang zum Akademischen bringt eine gewisse Borniertheit mit sich. Wer nach der oft schmerzvollen Metamorphose vom kindlichen Dasein des Schülers zur Libertinage des Studenten plötzlich meint, es sei alles beim Alten geblieben, die neue Umgebung der Alma mater bedinge nur ein neues Maß von Arroganz, verfällt einer unter Studenten sehr häufigen Krankheit.

Student sein heißt, die intellektuelle Landschaft des Inneren mit Leben zu erfüllen, nicht das infantile Weltbild des Pennälers hinter einer Fassade wohlgeformter Plattheiten zu verbergen. Wenigen der Studenten ist diese Wahrheit aufgegangen, und so nimmt es sich fast wie ein Wunder aus, daß die Auflehnung des Lernenden gegen den Lehrenden — auch ein Relikt aus früheren Tagen — die Grenzen des Klamauks noch nicht überschritten hat.

Mit Klamauk infantilster Sorte ist die Geschichte des Weckers verbunden, der unlängst in einer Vorlesung durch sein Läuten seinen Eigentümerinnen nicht gerade Wohlwollen einbrachte. Wenn sich die beiden Damen gedacht hatten, durch handfestes Scheppern die Gepflogenheiten akademischen Vortrags zu bereichern, so wurden sie durch das Echo auf ihre Neuerungssucht sehr bald belehrt, daß man seinen Unwillen nicht durch prähistorische Mittel verkünden sollte. Wer seine Meinung sagen möchte, hat viele Möglichkeiten, sie zu vertreten; wenn er zu ihrer Basis das Geklingel eines Weckers macht, so ist es mit ihren Argumenten wohl nicht allzu weit her.

Die Studentenschaft aber sollte es sich nicht bieten lassen, daß man auf diese Weise versucht, einen ihrer verdientesten Lehrer zum intellektuellen Hanswursten zu stempeln. So etwas ist unwürdig und unverschämt.

sirius

Den armen Jungfrauen

Während in Deutschland Stipendienstiftungen oder Stiftungen allgemeiner Art wie die entstehende Volkswagenstiftung oder die private Thyssen-Stiftung als Novum begrüßt werden, besteht eine ähnliche Stiftung bereits seit über 350 Jahren, deren Tätigkeit in der Öffentlichkeit nur wenig bekannt geworden ist.

Die Ursache dafür, daß diese Stiftung kaum bekannt geworden ist, mag in ihrem privaten Charakter liegen; allein daß diese Einrichtung aber seit mehr als dreieinhalb Jahrhunderten bis in die Gegenwart besteht, macht sie jedoch für unseren an Katastrophen und Zusammenbrüchen der vergangenen Jahrhunderte einschließlich des Dreißigjährigen Krieges so vielfältig gezeichneten mitteleuropäischen Raum zu einer Besonderheit, die einiges Interesse verdient.

Am 16. Februar 1602 hinterließ der Ratsherr Henning Parcham zu Lübeck ein Testament, demzufolge die Einkünfte aus seinen Gütern „an Veer Studenten und an Veer arme Jungfruven Jährlicks gewendet werden" sollen, sofern sie bedürftig und würdig und Nachkommen der Eltern des Stifters, des Ratsherrn Valentin Parcham (geb. 1503 in Treptow an der Rega in Pommern, 1521 Student in Wittenberg, 1536 Bürgermeister in Treptow/R. und 1588 hier gestorben — für solche, die ihre Nachkommenschaft von diesem Herrn ebenfalls beweisen wollen) und seiner Ehefrau Anna v. Lebbin sind und diese Nachkommenschaft beweisen können; sollten keine Nachkommen vorhanden sein, so bestimmt das Testament die Berücksichtigung freier Bewerber; dieser Fall ist bisher allerdings noch nicht eingetreten, da die Nachkommenschaft der Stifter und somit der Kreis der Empfangsberechtigten eher zu einer kaum übersehbaren Zahl angewachsen sein dürfte.

Zweck dieser Stipendienstiftung ist heute für Studenten eine einmalige Beihilfe zum Studium, für die „armen Jungfruven" ein Zuschuß für ihre Aussteuer.

Wie die Verwaltung der Parsham'schen Stiftung in Lübeck mitteilt, ist das Stiftungsvermögen durch die beiden letzten Kriege zwar erheblich zusammengeschmolzen, erlaubt seit 1951 jedoch wieder die Vergabe einmaliger Studien- und Heiratsbeihilfen von etwa DM 200,—.

Eine derartige Beihilfe ging vor einiger Zeit — wie jetzt bekannt wird — auch an einen Studenten der Universität Frankfurt, der seine Nachkommenschaft von der Person des Stifters bis in das 16. Jahrhundert lückenlos nachweisen konnte und somit den Zuschuß wirklich verdient hatte.

Vielleicht finden sich einige unter unseren Lesern, die den Versuch ebenfalls unternehmen wollen; wenn irgendeine Großmutter oder Urgroßmutter aus dem Raum Lübeck oder Treptow/R. stammen sollte, ist die Bemühung wahrscheinlich nicht ganz aussichtslos.

Wolf K. Lebeau

Längst nicht mehr gehört Literatur in den Bereich gehobener geistiger Auseinandersetzung allein. Vielmehr findet sich in der Mannigfaltigkeit des Angebotes manches, das in handgreiflicher Weise durchaus praktischen Zielen dient. Unter der Fülle der Erscheinungen verbergen sich, Unachtsamkeit geschickt nutzend, gelegentlich Kräfte, die hier die Möglichkeit sehen, dem Vergeßlichen das Lied einer herrlichen Vergangenheit zu singen. Niemals aber wird man eben diese Vergangenheit beschwören können, ohne dabei für die Gegenwart vermeintlich wichtige Erkenntnisse zu suchen. Wie wenig man sagen kann, daß die rechten Konsequenzen, an deren Notwendigkeit wir allerdings nicht zu zweifeln vermögen, gemeinhin gezogen wurden, beweisen die Auslagen eines Buchversandes, den unser Photograph nicht vor vielen Jahren, sondern heute in Frankfurt entdeckte.

Für die „Erste Hilfe"
und die Hausapotheke

HOMBURG

Chemiewerk HOMBURG Frankfurt/Main

KAMILLOSAN®
PRÄPARATE
LIQUIDUM · SALBE · SEIFE

ERHÄLTLICH IN ALLEN APOTHEKEN

Vergessene Studenten?

Eine Alternative zur Stipendienoffensive des Ostblocks in den „Entwicklungsländern"

Während in jüngster Zeit häufiger Klagen gehört werden, daß die studentische Selbstverwaltung mehr und mehr in routinemäßiger Verwaltungsarbeit erstarre, hat kürzlich, von der Öffentlichkeit bisher unbeachtet, die Frankfurter Studentenvertretung eine Einrichtung geschaffen, die als Äußerung eines über die Fragen der Hochschule hinausreichenden Verantwortungsbewußtseins Beachtung verdient. In besonderem Maße bemerkenswert ist dabei die Beharrlichkeit, mit der die beteiligten Studenten seit langer Zeit an der Verwirklichung ihres Vorhabens gearbeitet haben.

Die Geschichte dieses Projekts geht bis in den Sommer 1959 zurück. Damals nahmen einige AStA- und DISKUS-Mitglieder als Beobachter an den kommunistischen Weltjugendfestspielen in Wien teil. Da aus fast allen Ländern Afrikas und Asiens Studentendelegationen erschienen waren, bot sich den Frankfurter „Beobachtern" bei allen Abschirmungsmaßnahmen der Festspielleitung ausreichend Gelegenheit, mit Studentenvertretern aus den Entwicklungsländern ins Gespräch zu kommen.

Es begann in Wien

Die Eindrücke, die die Frankfurter Teilnehmer von dieser Reise mitbrachten, sahen nach übereinstimmenden Berichten etwa so aus: Will man ein objektives Bild von den vielfältigen Anschauungen der „Weltjugend" über die Probleme der Gegenwart, etwa über den „Westen", über Deutschland oder gar über die Bundesrepublik gewinnen, wäre es irreführend, sich dabei nur auf Gespräche mit den ausländischen Kommilitonen an unseren Universitäten zu verlassen. Da herrschte in Wien ein unbekannter, ganz „anderer Wind", als man es von Frankfurt her gewohnt war. Nun konnte man zwar mit gutem Grund annehmen, bei den kommunistisch geleiteten Weltjugendfestspielen eine Auslese von zumindest mit den Veranstaltern sympathisierenden Studentengruppen vor sich zu haben und auf diese Weise ein höchst subjektives und einseitiges Meinungsbild zu gewinnen. Diese Auffassung mußte jedoch bald revidiert werden, da gerade die Studenten aus den Entwicklungsländern, obschon größtenteils Stipendiaten der Ostblockländer, in der Mehrzahl kaum als Kommunisten bezeichnet werden konnten. Warum studieren sie dann aber im „Osten"?

Die Gründe dafür kamen in den Wiener Gesprächen bald in genügender Deutlichkeit zum Ausdruck.

Der AStA schaltet sich ein

Auch ein Memorandum des Frankfurter AStA „zur Vergabe von Auslandsstipendien durch die Studentenschaft der Universität Frankfurt", das bereits im Herbst 1959 vorgelegt werden konnte, gab darauf eine Antwort. Weder aus Zufall noch aus Absicht hatte der AStA dabei zur Demonstration die Verhältnisse der algerischen Studenten gewählt. Da über kaum ein anderes Land ähnlich sicheres Material vorlag, waren diese Zahlen vorzüglich geeignet, das Problem in der nötigen Dringlichkeit zu veranschaulichen.

Die Wahl des Beispiels Algerien hat dabei dem Plan der Studentenschaft zweifellos geschadet und seine Verwirklichung erheblich verzögert. Landesregierung und Universität befürchteten „politische Aktionen" einer kleinen Gruppe von Studenten. Wie wenig derartige Befürchtungen allerdings gerechtfertigt waren, hätte allen Eingeweihten klar sein müssen.

In dem AStA-Memorandum hieß es: „Zu Jahresbeginn bestanden in Ländern des Ostblocks bereits hundert Stipendienplätze für Algerier. Dem darüber hinaus für algerische Studenten bestimmten — zahlenmäßig übrigens unbegrenzten — Stipendienangebot der sogenannten DDR, das ein sechsjähriges Vollstudium ermöglicht, waren zu Jahresbeginn weitere 150 Algerier gefolgt. Diesen 250 Stipendien des Ostblocks ausschließlich für Algerier standen zur gleichen Zeit ganze 29 (!) Stipendienplätze in der übrigen Welt gegenüber (zum Beispiel USA 5, Bundesrepublik 2)." Den algerischen Studenten blieb also kaum eine andere Wahl, als in die Sowjetunion, nach Polen oder in die Zone zu gehen. Nun stellt das Beispiel Algerien keineswegs einen Einzelfall dar. Man braucht nur daran zu denken, daß allein aus einem westafrikanischen Staat in diesem Jahr 3000 Studenten zur Ausbildung nach Moskau gehen werden.

Die Frage nach den politischen Folgen dieser Stipendienpolitik braucht wohl kaum gestellt zu werden. Wie sich das öffentliche Leben eines Landes gestalten wird, wenn diese Studenten aus den Ostblockländern zurückkehren und in ihrer Heimat politischen Führungsanspruch geltend machen werden, ist unschwer abzusehen.

Als Beitrag der Frankfurter Studentenschaft empfahl das Memorandum die Gründung einer eigenen Stipendienstiftung. Man beschloß, Stipendien zum Studium in Deutschland zu vergeben, gegebenenfalls auch Forschungsstipendien an junge deutsche Wissenschaftler, die in den Entwicklungsländern an Aufbau und Einrichtung eigener Hochschulinstitute mitwirken wollen. Schließlich müssen auch Mittel zur Betreuung dieser Stipendiaten bereitgestellt werden.

Stipendienstiftung wird gegründet

Nachdem das Studentenparlament im Wintersemester 1959/60 einen Ausschuß mit der Verwirklichung dieses Planes beauftragt hatte, konnte die Gründung der Stipendienstiftung im Wintersemester 1960/61 endlich erfolgen.

„Zweck des Vereins ist die Bereitstellung von Mitteln und die Vergabe von Stipendien an Studenten aus den Entwicklungsländern, von Stipendien an deutsche Doktoranden und Assistenten zum Zweck des Besuches, bzw. der Hilfe bei Einrichtungen von Institutionen an den Universitäten in den Entwicklungsländern. Darüber hinaus sollen Mittel zur Betreuung von Ausländern an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main bereitgestellt werden, soweit dafür Bedarf festzustellen ist."

Mitglied dieses Vereins kann jeder akademische Bürger werden, sofern er durch Mitarbeit in der akademischen Selbstverwaltung „seine Fähigkeit, an den Zielen des Vereins mitzuwirken", unter Beweis gestellt hat.

Dem Vorstand steht ein Kuratorium namhafter Persönlichkeiten aus dem wissenschaftlichen Leben zur Seite, die ihn in seiner Arbeit unterstützen und die Belange des Vereins in der Öffentlichkeit wahrnehmen.

Voraussetzung für die Arbeit der Gesellschaft ist die Bereitstellung ausreichender Geldmittel. Als im Sommer 1959 eine Erhöhung der Sozialgebühren bevorstand, machte das Studentenparlament seine Zustimmung davon abhängig, daß ein Differenzbetrag von DM 0,25 pro Student und Semester dem Stipendienfonds zur Verfügung gestellt würde.

Darüber hinaus hat sich der AStA verpflichtet, die Überschüsse aus allen Festveranstaltungen (Sommerfest, Quartier Latin) der Gesellschaft als Spende zu überlassen. Außerdem erwarten die Gründer Beihilfen von dritter Seite.

Nicht nur finanzielle Hilfe

Wann und an wen das erste Stipendium vergeben werden wird, steht noch nicht fest. So zweckmäßig im Hinblick auf Publizität auch eine sofortige Stipendienvergabe wäre, so überwog doch die Absicht, die Arbeit des Vereins nicht durch überstürzte Maßnahmen zu belasten. Dem Urteil der für den Stipendiaten in Frage kommenden Fachdozenten wird ganz besonderes Gewicht beigemessen werden.

Der Erfolg dieser Einrichtung wird letzten Endes davon abhängen, daß ausschließlich befähigte Bewerber ausgewählt werden.

In einer für ihn fremden Umgebung bedarf jeder ausländische Student der Mithilfe seiner deutschen Kommilitonen und eines besonderen Entgegenkommens der Dozenten. Es ist bekannt, welche Sonderbeanspruchung diese Förderung ausländischer Studierender für den Dozenten bedeutet, der sich dieser meist hilfsbedürftigen jungen Leute mit Ernst annehmen will. Zumutbar ist diese Beanspruchung nur, wenn fachliche Befähigung und menschliche Aufgeschlossenheit derartigen Bemühungen der Gastuniversität entgegenkommen.

So wird die Arbeit der Gesellschaft nicht mit weniger strengen Maßstäben als die ähnlicher Institutionen gemessen werden können, auch, oder gerade dann nicht, wenn die Verantwortlichen Studenten sind.

Die Initiatoren des Vereins haben sich mit dieser Gründung eine Verantwortung auferlegt, die über den normalen Bereich der AStA-Arbeit noch hinausreicht. Wir verzeichnen dankbar, daß sie in einer großen Sache einen kleinen Beitrag zu leisten sich anschicken. Ganz abgesehen vom Erfolg ist allein schon die Gesinnung, mit der man hier am Werke ist, ein erfreuliches Zeichen der so oft in Zweifel gezogenen studentischen Initiative.

Eberhard Stoll

Berichtigung

Der Verfasser des Artikels: „CDU: Perfekte Regelung unmöglich" in der Januarausgabe des DISKUS (Nr. 1/61) legt Wert auf die Feststellung, daß sein Artikel durch einige Zusätze des verantwortlichen Redakteurs verändert worden ist. Es handelt sich dabei um folgende Zusätze:

1. Die Sozialpolitik hat seit ihren Anfängen im 19. Jahrhundert **nicht zuletzt dank der Bemühungen der Sozialdemokratie** in den letzten Jahrzehnten immer weitere Bereiche des gesellschaftlichen Lebens erfaßt.
2. Der Vertreter der SPD wandte sich gegen die **allerdings höchst merkwürdig anmutende** These von Eugen Gerstenmaier.
3. Es wäre zu bedauern, wenn das Interesse der politischen Hochschulgruppen, **zumal des auf seinen Eifer immer so pochenden RCDS,** bei derartigen Gelegenheiten mit Nichtmitgliedern über politische Fragen zu diskutieren, immer so gering wäre.
4. Im übrigen darf es nicht heißen, daß der SPD-Vertreter nicht **nur,** sondern nicht **etwa** die steigende finanzielle Belastung als entscheidenden Grund für die Ablehnung der Selbstbeteiligung im Krankheitsfall durch die SPD anführte.

Die Buchhandlung für den MEDIZINER
JOHANNES ALT
Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin und Naturwissenschaft
FRANKFURT A. M.-SÜD 10
Gartenstraße 134 · Telefon 6 19 93
Haltestelle Hippodrom, in der Nähe der Universitätskliniken

Universitätsbuchhandlung
Blazek & Bergmann
Inhaber Dr. H. Bergmann
Frankfurt a. M., Goethestr. 1 (Am Goetheplatz)
Telefon 23633 und 25264
Fachbücher aus den Gebieten
Jura, Wirtschaftswissenschaften,
Technik, Medizin,
Naturwissenschaften

Röver "junior"
reinigt rasch u. preiswert
Die vorteilhafte Reinigungsausführung für die Alltags-Kleidung
1 Kleid gereinigt 2.- DM
Lieferzeit: 1 Tag 2.50
1 Sakko gereinigt DM 2,10
1 Hose gereinigt DM 1,80
1 Mantel gereinigt DM 4,70
(Regenmänel einschl. imprägnieren)
Nächste Annahmestelle bei der Universität
Adalbertstraße 7 / Ecke Kiesstraße
1/2 Minute von der Bockenheimer Warte
Weitere Annahmen in allen Stadtteilen

Fahrschule Lowak
individuelle Ausbildung
aller Klassen
durch über 25jährige Erfahrung
auf Opel Rekord 60, VW-Kabriolett
und Lambretta.
Frankfurt am Main
Habsburger Allee 16 · Telefon 4 56 75
Anmeldung und theoretischer Unterricht:
Dienstag und Freitag 19.30 Uhr
Fahrstunden nach Vereinbarung.
Für Studenten Sonderpreise

foto WAGNER
berät Sie in allen Foto-u. Kinofragen
FRANKFURT/M · BOCKENHEIMER WARTE · RUF 771657

RÖMER Klischees
Strichätzungen
Farbätzungen
Autotypien
Galvanos
Rotaprintfolien
Matern · Stereos
RÖMER KLISCHEEANSTALT GMBH FRANKFURT/M
Mainzer Landstraße 216
Ruf 334672

isar-import:

ausverkauf in wahlparolen

Man sagt gewöhnlich, die Mehrzahl der Studenten sei an ihren eigenen Selbstverwaltungsorganen nicht übermäßig interessiert, es sei denn, sie werde von fanatischen Funktionären kommandiert oder durch Skandale provoziert. War man nun geneigt, das, was die Funktionäre und ihre Skandale anbetrifft, für spezifisch Münchener und Berliner Eigenheiten zu halten und die Frankfurter Universität mit gewissem Stolz davon auszunehmen; glaubte man hier sogar handgreifliche Erfolge einer kontinuierlichen AStA-Arbeit zu bemerken, muß man sich getäuscht haben. Zumindest, wenn man einer Hochschulpolitischen Arbeitsgemeinschaft des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) glauben will. Diese gibt nämlich seit Beginn dieses Semesters ein Mitteilungsblatt mit dem Titel „informativ" heraus, in dem der Studentenvertretung regelmäßig schlechte Noten erteilt werden. Herausgeber und Redakteur in einer Person ist der ehemalige Gesamtdeutsche Referent des AStA, Thomas von der Vring, zur Zeit Abgeordneter im Studentenparlament und Mitglied des SDS-Bundesvorstandes, aus seiner Münchener Zeit mit den Methoden des hochschulpolitischen Dschungelkampfes wohl vertraut.

Mit selbstgerechter moralischer Geste erhebt „informativ" den Vorwurf, eine kleine Gruppe von Studenten, ein sogenannter „CV-Freundeskreis", manipuliere die Studentische Selbstverwaltung, verteile alle Pöstchen unter sich und habe das Parlament „ausgeschaltet". Diese Vorwürfe werden ganz pauschal formuliert, Konkretes ist nicht zu erfahren. Wer oder was da von wem im einzelnen manipuliert wird, wird geflissentlich verschwiegen.

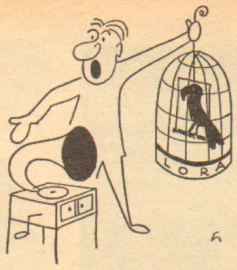
Präzisieren wir das: In der jüngsten Geschichte der Studentenschaft gibt es kein Beispiel, daß irgendeine Gruppe ihre Interessen manipuliert hätte. Weder wollte man, noch hätte man gekonnt. Das Gleichgewicht der verschiedenen Anschauungen im Studentenparlament war im allgemeinen zu ausgewogen, der Wille zu sachlicher Arbeit trotz gelegentlicher Spiele im Sandkasten groß genug. Von den zur Zeit 40 Abgeordneten im Studentenparlament sind vier Mitglieder des CV (Kath. Studentenvereinigung). Wer manipuliert da eigentlich wen? Weitere zwölf Abgeordnete gehören laut offizieller Mandatsliste den verschiedensten studentischen Gemeinschaften an, vom SDS bis zur Deutschen Burschenschaft! Etwa 60 % der Abgeordneten sind also völlig „ungebunden".

Wir wollen nicht ablenken: in der Tat herrschte in den letzten Jahren im Parlament, um im „informativ"-Jargon zu bleiben, eine „bürgerlich-liberale" Mehrheit, an der auch Angehörige konfessioneller Studentengruppen in nicht unerheblichem Maße beteiligt waren. Fern von der Politik der Atom- und Algerienerklärungen, der Protestmärsche und Antiresolutionen konnte diese Mehrheit beträchtliche und für jeden nachprüfbare Erfolge erzielen. Das hat sich auch in der Studentenschaft herumgesprochen. Kaum einem Angehörigen konfessioneller Studentengruppen begegnet auf einer Wahlversammlung noch wütendes Zischen. Die meisten Studenten wissen darüber hinaus, daß nicht jeder, der irgendeiner Gemeinschaft angehört, ein säbelkundiger Corpsstudent ist.

Man sollte davon ausgehen, daß sachliche Arbeit gewürdigt werden muß. So wird man auch im „informativ" vergeblich nach einem Hinweis suchen, der Anlaß zu berechtigter Kritik in einer Sachfrage bieten könnte. Man attackiert Kommilitonen, nur weil diese nicht mit der eigenen Meinung symphatisieren. Natürlich ist auch den „informativ"-Schreibern nicht entgangen, daß die Studentenvertretung erfolgreiche Arbeit leistet. Man schreibt auch davon. Aber man handelt es wie ein lästiges Pflichtpensum ab. Jeder spürt, daß die Leute da nicht ganz bei der Sache sind.

Bleibt die Frage nach den Hintergründen. Wir wollen auch dem SDS nicht verwehren, mehr Einfluß auf die Studentenvertretung zu nehmen, als er das bislang getan hat. Ein neben dem starken utopisch-doktrinären Flügel des hiesigen SDS aufgeschlossen wirkender Personenkreis hat sich in der Vergangenheit mehr um Einfluß in den Studentenhäusern bemüht. Das ist aber seine Sache! Peinlich wirkt nur, daß man seine wohl nur im Hinblick auf die Parlamentswahlen verständliche „Kritik" zu einer Zeit in die Welt posaunt, in der die Studentenschaft der geplanten Hochschule für Erziehung wegen mit dem Kultusministerium in einer ernsten Auseinandersetzung steht. Das wirkt etwas bestellt.

Die Oppositionshaltung, mit der der SDS gegen den AStA zu Felde zieht, wirkt verkrampft und unaufrichtig. Unaufrichtig schon deshalb, weil man — „die Selbstverwaltung muß endlich einer öffentlichen Kontrolle unterworfen werden" — Forderungen aufstellt, die schon lange verwirklicht sind. Über Einnahmen und Ausgaben des AStA kann sich jeder Student auf den Parlamentssitzungen und aus den Protokollen, die bekanntlich ausgehängt werden, informieren. Fragen aus der Studentenschaft wurden bislang stets beantwortet, der AStA ist dazu sogar laut seiner Satzung verpflichtet. Last not least: die in Frankfurt schon immer relativ geringe Wahlbeteiligung den „Funktionären" anzulasten, ist eine alte Masche.



Bleibt festzustellen: Solche Wahlkampf-Mätzchen, mögen sie nun aus Berlin oder aus München stammen, sind nicht geeignet, das Ansehen der Selbstverwaltung zu stärken. Politische Spielereien bedeuten erfahrungsgemäß das Ende sachlicher Arbeit im Studentenparlament, oft das Ende überhaupt. Ende. —go—

Rat der Hochschule für Erziehung konstituiert

Kultusminister Professor Dr. Schütte überreichte am 27. 1. 1961 den Mitgliedern des Rates der neuen Hochschule für Erziehung in Frankfurt a. M. ihre Berufungsurkunden.

In den Rat der Hochschule wurden berufen:

Professor Dr. Joachim Heydorn
(Ordentliche Professur für Erziehungs- und Bildungswesen)

Professor Dr. Ludwig Neundörfer
(Ordentl. Professur für Soziologie der Erziehung)

Dr. Thomas Ellwein
(Außerordentliche Professur für politische Bildung)

Professor Dr. Werner Meyer
(Ordentliche Professur für Didaktik der deutschen Sprache und Literatur)

Professor Dr. Hermann Thyen
(Ordentliche Professur für Didaktik der Mathematik und der Naturwissenschaften)

Dr. Richard Freyh
(Außerordentliche Professur der Sozialkunde und der Geschichte, insbesondere des 20. Jahrhunderts)

Professor Dr. Hans [illegible]yers
(Außerordentliche Professur für Kunsterziehung)

Dozent Kurt Felgner
(Außerordentliche Professur für Musikerziehung)

das filmstudio präsentiert

März

8./ 9. **Und morgen werd' ich weinen**
(I'll Cry Tomorrow)

15./16. **Räuber und Gendarm**
Regie: Steno, Monicelli; Italien 1952

Sonderveranstaltung
22./23. **Jakobowsky und der Oberst**

29./30. **Paisa**
Regie: Roberto Rosellini; Italien 1945

April

5./ 6. **Der große Diktator**
von und mit Charles Chaplin; USA 1940

12./13. **Der Hauptmann und sein Held**
Regie: Max Nosseck; Deutschland 1955

19./20. **Der Hund, der „Herr Bozzi" hieß**
Regie: Ladislao Vajda; Spanien/Italien 1957

26./27. **Quai des Brumes**
(Hafen im Nebel)
Regie: Marcel Carné; Frankreich 1938

Die neue bühne spielt in deutscher erstaufführung am 18., 19., 20., 24., 26. und 27. februar jeweils um 20.15 uhr und als spätvorstellung am 21. februar um 21.15 uhr das stück des jungen französischen autors michel vinaver: „die koreaner"; die vorstellungen finden im festsaal des studentenhauses, jügelstr. 1, statt.

AStA: Musische Aufrüstung

Das Kulturreferat des AStA versucht die musische Arbeit unter den Studierenden zu beleben, ihr trotz der beschränkten finanziellen Mittel und der Konkurrenz der städtischen „Kultureinrichtungen" mehr Wirksamkeit zu verleihen.

Einem Farblichtbildervortrag der Mexikoexpertin Eva-Maria Pohlig (16. 2. 1961) wird im Mai eine Film-Vortragsreihe folgen, die die Studentenschaft mehr für die Gegenwartsprobleme interessieren soll.

Weiterhin soll zu Beginn des nächsten Semesters eine Pantomimengruppe gegründet werden, die dieser heute wenig beachteten Kunstform wieder mehr Freunde gewinnen soll. Interessierte Kommilitonen werden gebeten, im AStA vorzusprechen. Bodo B. Gemper

Luise Pollinger

Papier · Bürobedarf · Drucksachen
Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen

KOLLEG-BEDARF

Füllhalter · Feinpapiere · Geschenke · Büro-, Zeichen- und Schulartikel

Füllhalter-Reparaturen
innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt

Frankfurt a. M. · Bockenheimer Landstr. 131 und 133
(nächst der Universität) Fernruf 77 55 89

Selbstbedienung Bockenheimer Landstraße 133
Fernruf 77 63 77

Dissertationen

drucken wir zu äußerst günstigen Bedingungen. Setzen Sie sich auf alle Fälle mit uns in Verbindung.

Druck · Papier · Schaffhauser & Co.
Frankfurt am Main · Berliner Straße 33 - 35
Telefon 21537

Peter Naacher

Buchhandlung für Universitätswissenschaften, Bockenheimer Landstraße 133
Zentrale: Steinweg 3 · Ruf 2 66 41, 68 76 44

Bücher für Ihr Studium
Literatur unserer Zeit
Wesentliche Veröffentlichungen des In- und Auslandes

20%
Sparprämie

Ihr Trumpf
im prämienbegünstigten Vertragssparen

Auch in Verbindung mit dem Ersterwerb von Aktien / Wertpapieren und anderen Sparformen möglich

Wir raten und helfen
STADTSPARKASSE
FRANKFURT AM MAIN · HASENGASSE 4 · 40 ZWEIGSTELLEN

STUDIERENDE

erhalten die „Frankfurter Allgemeine Zeitung" im Abholabonnement zum monatlichen

SONDER-BEZUGSPREIS von DM 3.–

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Entgegennahme der Bestellung und Alleinauslieferung für Studenten durch:
Peter Naacher, Buchhandlung für Universitätswissenschaften, Bockenheimer Landstraße 133, Steinweg 3 an der Hauptwache, Universitätskliniken Sachsenhausen, Mensagebäude.

foto: simon

DIE WEISSE KATZE EXPLODIERT

Georg Kaiser und die Studiosöhne

Ob es jetzt Georg Kaiser war, der Expressionismus schlechthin oder der freie Studenteneintritt, der diesmal den Premierensaal zu einer Aufführung der Studiobühne über den letzten Sessel hinaus füllte, kann man so genau nicht ausmachen, — vielleicht ließ auch eine breiter als sonst aufgezogene Werbung, für welche man hier sogar einmal Plakatsäulen quer durch das Stadtgebiet anheuerte, ihre Früchte fallen. Beginnen wir mit dem Programmheft, das dem Theaterbesucher als die erste Nummer einer geplanten Reihe mit dem Titel „Blätter der Studiobühne" in die Hand gelegt wurde: es hat für den Anfang ein ganz ordentliches Gesicht. Die Abdrucke von Textproben zum jeweils gebotenen Stück, von theoretischen Äußerungen der Dichter und kurzen Notizen zu deren Person und Werk sollte man beibehalten, auch jene Versuche zu einer Standortbestimmung des Studententheaters, — anderes dagegen, etwa den Abschnitt „Kurze Rückerinnerung in Formeln" (Verkürzungen, auch wenn sie wohlgemeint als Krückenhilfe angeboten werden, hauen meist daneben) oder den Ausrutscher mit Anekdoten um und über, kann man sich in Zukunft schenken. Nach den Möglichkeiten eines Programmheftes außer- und oberhalb der herkömmlichen Normen wird man weiter suchen müssen, — die eingerückten Textbeispiele expressionistischer Lyrik (von Kurt Heynicke, August Stramm und Paul Zech) sind ein Schritt und verweisen von den Figuren der Sprache und ihrem Vorwurf her direkt auf die Bühne.

Dort oben explodiert die weiße Katze, — gemeint ist jenes ominöse Gas, das den Titel zu einer Trilogie aus drei in sich selbstständigen Stücken von Georg Kaiser (1878—1945) hergibt, unter welchen die Studiobühne das Mittelstück „Gas 1" (1918) aufgriff, — aber das Publikum blieb, ohne daß man es ihm ankreiden möchte, hinter aller Begeisterung reserviert. Lag dies an Georg Kaiser oder am Expressionismus schlechthin, — an der Regie (Konrad Höller und Wolfgang Wiens) lag es gewiß nicht, sie hatte nach der Pause für den vierten Akt ein Bündel Akteure in den Saal verstreut und lauthals aus sich herausschreien lassen, — man hielt sich gut an den Text des Dramas, der emphatische Sprachgesten zwischen Gedankenstriche und Gedankenstriche faltet und vor tief gestaffelten Ausrufezeichen, die sich selbst unterstreichen wollen, aufplatzen läßt: die Ausrufezeichen, streckenweise das einzige Interpunktionsmittel, marschieren in Pärchen, zu dritt und viert und selten allein!

Wieviel Gedankenstriche braucht es, um den Dichter als jenen „Denkspieler", der er ohne Zweifel sein will und mag, herauszuadieren? Der Impuls, aus dem die Studiobühne nach Georg Kaisers „Gas 1" langte, ist verständlich, — schließlich geht es eben in dem Drama um die Probleme unseres technischen Zeitalters, den katastrophalen Hang zu Katastrophen, die Bewegung der Arbeitermassen und überdies um die Suche nach den Möglichkeiten eines Auswegs. Die Figuren des Stücks sind das, was sie im Munde führen, Argument also, These und Agitation, eine Kanzeltribüne aus Stahlrohr, wie sie in den vierten Akt gesetzt ist, ist der eigentliche Aktionsboden, der ihnen zu Fuße steht. Der Zuschnitt der Inszenierung auf diesen Akt ist demnach nur folgerichtig, hier entfaltet Kaiser obendrein jene Dreiecksspannung, die den Zuschauer über eine Arbeitermasse, die aus dem Saal auf die Bühne hinschreit, miteinbeziehen will.

Hier steht der Ingenieur (Karl Thaler) gegen den Milliardärsohn (Helwig Kuhl), und beide versuchen mit der Explosion, die das Drama über einen bedeutungshungrigen weißen Herrn (Elmar Drost) einleitet und ein Fabrikswerk stellvertretend für alle Fabriken zerstört, fertig zu werden, — dem Glauben an die unbedingte Evolution der Technik, von Katastrophe zu Katastrophe als Notwendigkeit, ist die Idee von einem neuen Menschen, von einer Schöpfung, die von vorn wieder begonnen werden müßte, gegenüber. Die Arbeiter, in die Entscheidung gestellt durch Anrufe[illegible]folgen dem Ingenieur, der Lockung einer heldischen Glorie und machen sich an den Wiederaufbau über Trümmern und Schutt.

Der Milliardärsohn wird zu einer tragischen Figur mit einem optimistischen Aufsetzer gegen den Schluß des Dramas, — er bleibt allein mit seinen Plänen, über der Zerstörung Grünanlagen, Felder mit Häuschen anzulegen, in denen Bauern siedeln, mit seinem Rousseau, seinen Forderungen „Das Maß ist der Mensch", „Der Mensch ist notwendig", mit seiner Erwartung des „neuen Menschen", bis ihm am Ende des letzten Aktes seine Tochter beispringt: „Ich will ihn gebären!" Nach den Worten des Milliardärsohnes, dieser Figur in der Mitte des Stücks, wird das Gas, um das es geht, nach einer Formel produziert, die stimmt und zugleich nicht stimmt, — die Gedanken zur Rettung der Menschheit aber, die mystischen Hoffnungen, die Pläne um ein Paradies in Grün, ja auch wieder Formeln in ihrer Art, die stimmen und nicht stimmen, wollen Evangelium sein ohne Abstrich. Welche Öffnungen schafft die Alternative, wie Kaiser sie nun stellt, — ist die Utopie ein Durchschlupf?

Hinterwäldlertum

Das ideologische Dilemma der Gegenwart hat nun auch das Theater befallen: mit der Abspaltung der Studiobühne von der neuen bühne, die man mit dem Attribut „orthodox marxistisch" belegt, zog das Hinterwäldlertum in den studentischen Kulturbetrieb ein.

Die Renegaten der neuen bühne übernahmen mit dem altbekannten Namen „Studiobühne" auch die notwendigen AStA-Zuschüsse, die man offenbar nur demjenigen gewährt, der sein Engagement auf ein allen genehmes Mittelmaß zurückschraubt. Anspielung dieser Art im Vorwort des „Gas"-Programmheftes versuchen die Arbeit der neuen bühne als Propagandakundgebung, als „konventionelles Interpretieren" und „dilettantisches Nachahmen" abzutun.

Gewiß, die neue bühne orientiert sich stark an Brecht, sie engagiert sich im Sinne des Lehrtheaters, doch dieses Engagement realisiert sich nicht im Spiel als Klamauk, sondern im Spiel als Lehre, demonstriert im Gewand des Theaters. Und diese Lehre ist es, die den Initiatoren der Studiobühne nicht gefiel. Denn in dem bereits zitierten Vorwort zu „Gas" sehen sie die einzige Verpflichtung „in der verantwortungsvollen Wertung des Engagements". Orthodoxer Marxismus ist somit unbesehen verantwortungslos. Legt man hier nicht den schon hinlänglich abgenutzten Maßstab der Ideologie an, die propagierte Abwertung linksgerichteten Engagements? Nicht die Propaganda an sich scheint der Dorn im Auge der neuen Apostel zu sein, sondern die Richtung dieser Propaganda. Eine gegenteilige Meinung sei jedem konzediert, doch seine Kritik an dem Vorwurf aufzuhängen, die neue bühne „vernachlässige" das künstlerische Element eines Stückes, eliminiere den „ästhetischen Reiz" und verdiene deshalb keine Anerkennung als ernsthaftes Theater, ist doch leidlich abgegriffen: Alles Neue verkündigt sich als das Wahre und Richtige schlechthin. Die Rechtfertigung eines Theaters erfolgt in der künstlerischen Leistung. Hier und nicht im Bereich der Ideologie findet die Kraftprobe statt.

Im Bayerischen spielt sich ein derartiger Kampf im Wirtshaus ab: Man schleift sich unter johlender Anteilnahme der Gäste beim „Fingerhakln" über die Tische. „Fingerhakln" zweier Studententheater vor leicht nebulosem Hintergrund: ein ergreifendes Schauspiel. -eh-

KINEMATOGRAPHISCHES

Zazie / Frankreich / 1960

Die „Neue Welle"-Cinéasten setzen ihre erfolgreiche Zertrümmerung der traditionellen Filmsprache fort. Louis Malles „Zazie", dessen Geheimnis jetzt gelüftet ist, und Francois Truffauts „Schießen Sie auf den Pianisten!", dan deutsches Publikum noch erwarten muß, werden den Gesprächsstoff der 61er Saison liefern.

Die Skala der neuen Stilistik wird breiter. Hatte Resnais in „Hiroshima — mon amour" die Reflexion als eine Möglichkeit des Films bewiesen, hielt die gleichsam musikalische Atmosphäre bei Godard die Kamera statisch, so befreit nun Louis Malle in „Zazie" sein technisches Instrument von der schwierigen Aufgabe des reflektierenden Analysierens; der Kamera wird zupackende Dynamik zurückgegeben, die kühle Distanziertheit der Form schlägt in ihre Direktheit um, die synchrone Textur verschiedener Raum- und Zeitebenen wird von einem Montagestil abgelöst, dessen Stakkato- und Zickzack-Rhythmus eine geradezu amoklaufende Kamera heimbringt.

Die synkopisch-filmische Vision einer absurden Welt, deren idiotische Vernutztheit Raymond Queneau in seinem „Zazie"-Roman an der Sprache und der Gattung des Romans demonstrierte (vergleiche hierzu DISKUS, Dezember 1960), wird von Louis Malle kraft beinahe schon verstaubter Stilmittel realisiert. Jene chaplinesken Renn-Symphonien, das Dementi logischer Handlungsläufe bei den Dada-Filmern, die hanswurstige Gestik von Buster Keaton und die Harlekinaden der allbekannten Dick und Doof, all das Kintopp-Brimborium der Frühzeit, löst dreißig Jahre später beängstigend seinen ungeahnten Wahrheitsgehalt ein.

Regisseur Malle bemerkte zu seinem Film: „Ganz bewußt wollte ich den Eindruck eines Bruches, eines Widerspruches von Zeit und Raum vermitteln, der in seiner scheinbar komischen Wirkung ein Äquivalent für die orthographische Komik des Romans bildet. Aber im Grunde ist diese Komik nicht ohne terroristische Note." hr.

Die Kostüme zur Aufführung hatte man bei den Städtischen Bühnen geborgt, aber man wollte, sicher dem Drama angemessen, mit Wortinhalten wirken und zuschlagen. Möchte man nebenhinaus fragen, was heute noch an Kaisers Theaterstück szenisch aktuell ist, müßte man die Szene um den Verhandlungstisch und die auf der Stahlrohrbrücke nennen: hier hatte nicht nur das Ensemble seine besten Momente, hier hat man auch in der Sprache, die eine dialektische Unterkühlung mit dem Pathos des Aufschreis mischt, und in jenem Handlungsbau, der, indem er das private Zwischenspiel nicht aufwuchern läßt, den Zuschauer direkt packen will, Kaisers Beitrag zur expressionistischen Bewegung. Der Griff ging an der Gurgel vorbei, aber das Ziel zählt, die Spannung entlud sich beim Publikum in den Beifall, aha, ein Expressionist, — der Abstand, den man nehmen muß, diktiert sich von selbst. Karl Riha

von nichts kommt nichts!

Seit den Tagen der Alchemie, als man versuchte unechte Metalle in Gold zu verwandeln, hat es unzählige Glücksritter gegeben, welche die Wahrheit dieses alten Sprichwortes bitter erfahren mußten.
Sparen ist ein sicherer Weg zu Glück und Wohlstand, denn Sparen schafft Eigentum! 20% Sparprämie und moderne Sparformen erleichtern auch Ihren Aufstieg.

FRANKFURTER SPARKASSE
VON 1822 (POLYTECHNISCHE GESELLSCHAFT)
Neue Mainzer Straße 49-51
Zweigstellen in allen Stadtteilen.

Dem Sport und der Gesundheit

dienen das

Stadtbad Mitte
Bez.-Bad Fechenheim
Bez.-Bad Höchst

Schwimmhallen
Gymnastiksäle
medizinische Bäder
Wannen- und Brausebäder

Stadtbäder (Wannen- und Brausebäder) in allen Stadtteilen

Sport- und Badeamt - Frankfurt/Main - Hochstraße 4-8